



17 Jg

Nr. 2



Eisab-Land Lothringer Heimat



1

9

3

7

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken

Inlandspreis für Einzelhefte . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5
GUEBWILLER

Grosses Lager in
elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Die allbekannte Confiserie DARSTEIN

unterhält auch Generaldepôt weltberühmter belgischer
Chocoladen und verkauft diese köstlichen Spezialitäten zu
den festgesetzten billigen Fabrikpreisen.

Man kauft am besten direkt in einer der vier offiziellen
Darstein-Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3
Alter Weinmarkt 20
Langstrasse 16
Haguenau: Landweg 44

Beachten Sie die beachtenswerten Schaufenster der
Darstein-Geschäfte.

Für ALSATICA-Sammler
und alle Freunde der elsäss. Heimat
AUG. SCHERLEN †

Perles d'Alsace

Tome III

XX et 460 pages, gr. 8°,
40 illustrations

broché..... Frs. 80.-
relié 1/2 toile Frs. 105.-
relié luxe.... Frs. 120.-

III. Band

XX und 448 Seiten, Gr. 8°
40 Illustrationen

broschiert .. Frs. 80.-
Halblein. geb. Frs. 105.-
Halbleder geb. Frs. 120.-

Librairie „UNION“ Papeterie
Colmar, Strasbourg, Sélestat, Mulhouse
Dornach, Thann, St-Louis

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- fms.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe
Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser
zum gesund werden
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis
Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8



Holzschnitt Charles Greyenbühl

Elsassland — Lothringer Heimat

Bei der Heidenmauer, Blick auf Dreistein

Eifel-Land Lothringer Heimat

17. Jahrgang

FEBRUAR 1937

2. Heft

Das goldene A B C für Jedermann

dass er mit Ehren wohl bestehen kann.

Allein auf Gott setz dein Vertrauen,
Auf Menschen-Hilf soll du nicht bauen;
Gott ists allein, der Glauben hält,
Kein Glauben findst du bey der Welt.

Bewahr dein Ehr, hüt dich vor Schand,
Ehr ist fürwahr dein höchstes Pfand.
Wirst du die Schand einmal versehn,
So ist's um deine Ehr geschehen.

Claff nicht zu viel, sondern hör mehr,
Das wird dir bringen Preis und Ehr,
Mit Schweigen sich verredt Niemand,
Viel Reden bringet Sünd und Schand.

Dem Grossen weich, acht dich gering,
Dass er dich nicht in Unglück bring.
Dem Kleinsten auch kein Unrecht thu,
So bleibst du auch in Fried und Ruh.

Erheb dich nicht mit stolzem Muth,
Wann du bekommen hast gross Gut.
Es wird dir nicht darum gegeben,
Dass du dich darum sollst erheben.

Frömmigkeit lass gefallen dir,
Ist mehr denn Gold, das glaube mir,
Wenn Geld und Gut sich von dir scheid,
So weicht doch nicht die Frömmigkeit.

Gedenk der Armen jeder Frist,
Wenn du von Gott gesegnet bist.
Sonst dir das wiederfahren kann,
Was Christus sagt vom reichen Mann.

Hat dir auch jemand Guts gethan,
So sollst du oft gedenken dran,
Es soll dir seyn von Herzen leid,
An dir zu spüren Undankbarkeit.

In deiner Jugend sollst du dich
Zur Arbeit halten fleissiglich.
Hernach gar schwer die Arbeit ist,
Wann du zum Alter kommen bist.

Kein Glauben gib auf jedermann,
Welcher von dir wohl schwätzen kann.
Nicht alles geht aus Herzensgrund,
Was schön und lieblich red der Mund.

Lass kein Unfall verdriessen dich,
Wenn auch das Glück geht hinter sich.
Anfang und End oft ungleich sind,
Wie es sich in der That befindt.

Mässig im Zorn sei allezeit,
Um kein Ursach erreg kein Streit.
Der Zorn das Gemüth also verblendt,
Dass man, was recht ist, nicht erkennt.

Nicht schäm dich, rath ich allermeist,
Dass man dich lehrt, was du nicht weisst.
Wer etwas kann, den hält man werth,
Den Ungschickten niemand begehrt.

O merk! so einer führt ein Klag
Für dir, dass du sobald der Sach,
Nicht glaubest, auch nicht richtest fort,
Sondern hörst vor des andern Wort.

Pracht und Hoffart sollst meiden sehr,
Sie bringen weder Nutz noch Ehr.
Es haben beide, Hoffart und Pracht,
Manchen zum Bettler schon gemacht.

Quad von niemand gedenk noch sprech,
Dann kein Mensch lebet ohn Gebrech.
Redst du alles nach deinem Willen,
Man wird dich gar bald wieder stillen.



Ruf Gott in allen Nöthen an,
 Er wird gewisslich bei dir stahn,
 Er hilfet jedem aus der Noth,
 Der nur nach seinem Willen thut.

Seh dich wohl für, der Betrug ist gross,
 Die Welt ist falsch und sehr gottlos.
 Willst du derselben hangen an,
 Ohn Schaden kommst du nicht davon.

Thu, was recht ist und wohlgethan,
 Ob dich schon nicht lobt jedermann.
 Es kann's doch keiner machen gut,
 Dass jedermann gefallen thut.

Verlass dich nicht auf irdisch Ding,
 All zeitlich Güter acht gering.
 Dann dieser Mensch gar weislich thut,
 Der allein sucht ewig Gut.

Wann jemand mit dir hadern will,
 So rath ich, dass du schweigest still
 Und ihm nicht helfest auf die Bahn,
 Da er gern wollt ein Ursach han.

Xerxes verliess sich auf sein Heer,
 Darüber ward er geschlagen sehr,
 So du willst kriegen, Gott vertrau,
 Sonst allezeit den Frieden bau.

Ye länger je mehr kehr dich zu Gott,
 Dass du nicht kriegest des Teufels Spott.
 Der Mensch ein solchen Lohn wird han,
 Wie er im Leben hat gethan.

Zier all dein Thun mit Redlichkeit,
 Bedenk zu End den letzten B'scheid:
 Dann vor gethan und nach bedacht,
 Hat manchen in gross Leid gebracht.

Nach einem fliegenden Blatt, gedruckt bei L. Kössler, Buchdrucker und Buchhändler in Hagenau.



Holzchnitt: Charles Greyenbühl

Bärenjagden und Bärenklopfen

Ein Beitrag zur Geschichte der Hochjagd in den Vogesen

Von Alfred Pflieger

Der uralte Wasgenwald war einst ob seines Wildreichtums ein weitberühmtes Jagdrevier. Da tummelten sich Wisente und Auerochsen, Elen-tiere und Wildpferde. Bären und Wölfe, Edelhirsche und Steinböcke, Biber und Luchse, Sauen und Rehe bevölkerten die Urwälder des Gebirges und der Ebene in unvorstellbarer Menge, von dem Niederwild gar nicht zu reden. So weit das Ohr in die Vergangenheit lauscht, vernimmt es das Halali des Hifthorns und das Geläute der Jagdmeute. Im lateinischen Heldengedicht Waltharius manu fortis des Mönches Ekkehard I. von St. Gallen (920) lenkt der den Hunnen entronnene Held landeinwärts von dem Rhein:

In einem schattig finstern Forste ritt er ein,
Das war des Weidmanns Freude, der alte Wasichenwald,
Wo zu der Hunde Bellen das Jagdhorn lustig schallt.

Die Ausübung des edlen Weidwerks mit Pfeil und Bogen, mit Speer und Hirschfänger galt unsern Altvordern als das edelste, nur dem freien Manne vorbehaltene Vergnügen. Die elsässischen Jagdgründe waren das Leibgehege der merowingischen und karolingischen Könige. Der nach Strassburg verbannte spätlateinische Dichter Ermoldus Nigellus lässt 826 in der ersten Elegie an König Pipin den Wasgenwald zu dem Rheine sprechen:

Könige pflegen zu birschen im Forst durch meine Reviere,
Mancherlei Wildbret dort scheuchen die Jäger sich auf.
Hier flieht eilends, getroffen vom Pfeil, zu der Quelle die
Hirschkuh,
Dort in den Waldbach stürzt schäumend der Eber vor Wut.

Nach dem Vorbilde der jagdfreudigen Karolinger lässt das Nibelungenlied den Burgunderkönig Gunther von Worms in den Wasgau auf die Jagd nach Hochwild ziehen:

Nu wir der herverte ledie worden sin,
So will ich jagen riten beren unde swin
Hin zum Waskenwalde, als ich vil dicke han.

Da wollen die Recken mit ihren scharfen Geren Wildschweine, Wisente und Bären jagen. Der starke Siegfried fängt in seiner übermütigen Kraft einen lebenden Bären, bindet ihn an den Sattelknopf und lässt ihn am Lagerplatze zur Kurzweil der kühnen Degen unter das entsetzte Küchenvolk los. Das ist ein köstliches Augenblicksbild von einer Bärenjagd, wie es der unbekannt Dichter der

Nibelungensage festgehalten hat. Als das Nibelungenlied Ende des 12. oder im beginnenden 13. Jahrhundert in der uns überlieferten Gestalt fixiert wurde, waren Wisent, Urochs und Elch in den Vogesen schon längst ausgerottet, das geschah um die Jahrtausendwende. Wilde Pferde soll es noch im 16. Jahrhundert gegeben haben. Der letzte Steinbock wurde 1798 im Münstertal geschossen. Um die Ehre, den letzten Bären kurz vor Ausbruch der Grossen Revolution erlegt zu haben, streiten sich das Gebweiler- und das Münstertal.

Sagen und Legenden, die ebenfalls das Auftreten der Bären im Elsass bezeugen, habe ich anderweitig (Neuer Elsässer Kalender 1938) behandelt, um die kleine Studie nicht zu umfangreich zu gestalten. Hier sollen nur die geschichtlich überlieferten Zeugnisse zusammenhängend dargestellt werden. Sie verdienen es; denn von keinem der grossen, heute ausgestorbenen Jagdtiere ist in alten Chroniken und Urkunden so oft die Rede wie von dem Meister Petz. Es ist auch kein Zufall, dass der Bär in der Tiersage als König auftritt. Dem fränkischen Königtum des Löwen setzt die Tierfabel, in der er den Namen Braun führt, ein alemannisches des Bären entgegen. Von seinem häufigen Vorkommen in alter Zeit zeugen die zahlreichen, von ihm hergeleiteten Personen- und Ortsnamen. Als Personennamen liegt das Wort den Dorfnamen Bärenbach, Barendorf, Berenzweiler, Bernhardsweiler, Bernolsheim, Bernweiler, Berrweiler, Bertschweiler, Benfeld, Berstheim zugrunde. Andere wie Bärberg bei Odern, Bärenbach und Bärenbachtal bei Stambach, Bärenhütte bei Rappoltsweiler, Bärenkopf beim Welschen Belchen, die Ferme Bärenental am Molkenrain und das Dorf Bärenental in den Nordvogesen deuten auf das Vorkommen des Bären hin. Besonders zahlreich sind die Flurnamen, die von den Bären hergeleitet sind. Für das Münstertal bezeichnend sind Namen wie Bärenacker, Bärenplatz, Bärenfels, Bärenkopf, Bärenbach. Für das Ober-Elsass verzeichnet G. Stoffel in seinem topographischen Wörterbuch nicht weniger als dreissig mit Bär zusammengesetzte Flurnamen. Für die unterelsässische Ebene hat Dr. Lefftz ebenfalls ihr Vorkommen aus Gewannamen nachgewiesen. In den Städten wie Strassburg, Schlettstadt und Colmar sprechen die zahlreichen Häusernamen zum



Phot. Jap

Richardisbrunnen in Andlau

goldenen, roten, schwarzen, alten Bären, die zum Teil in Wirtshausschilder übergegangen sind, für die Verbreitung und Volkstümlichkeit der elsässischen Bären. Im Volksmund lebt der Bär noch in den Bauernregeln weiter: Wenn der Bär am Lechtmess 's Nescht kann trucke, trat r 's noch emol sechs Wuche inen (Zillingen) und Wenn der Bär am Liechtmess di Sunn erblickt, muess er na wieder sechs Wuch e 's Loch (Mühlbach bei Münster).

Der Bär galt als Sinnbild der Kraft. Als das stärkste und grösste unter den Tieren des Waldes war er das am meisten gesuchte und begehrte Wild. Was könnte es wohl Kühneres geben als den Bären zu jagen, fragt der Dichter des Nibelungenliedes. Von den Bärenjagden der merowingischen und karolingischen Könige haben wir oben schon gesprochen. Der Dichter Venantius Fortunatus, der in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts lebte und sich öfters in Metz bei seinem Freunde Gogon, dem Hausmeier von Austrasien, aufhielt, schildert eingehender die grossen Jagden der fränkischen Herren, die in den Vogesen den Bären und den Steinbock, den Urstier und das Elentier jagten. Nach den Angaben seines Biographen erwähnte der irische Missionar St. Columban († 615) den weiten Was-

genwald als Aufenthalt, dessen Einöden nur von wilden Bären, Büffeln und Wölfen bewohnt waren. Nach den Annalen des Geschichtsschreibers Eginhard hetzte Karl der Grosse im Jahre 805 Bären im Elsass. Sein Sohn Ludwig der Fromme jagte 817, 821, 831 und 834 ebenfalls in den Vogesen. Der wortkarge Annalist hat uns leider keine Einzelheiten über die kaiserlichen Jagdzüge überliefert.

Erst im 11. Jahrhundert hören wir wieder ausdrücklich von Bären. Im Jahre 1017 schenkte Kaiser Heinrich II. dem Bischof Werinhard von Strassburg den Wildbann in den riesigen Wäldern, die sich vom Rhein bis zu den Vogesen und von Scherweiler bis zur Moder erstreckten, «dergestalt dass niemand berechtigt sein soll, ohne seine Erlaubnis weder Hirsch noch Hindin, noch Bär und Bärin zu jagen.» Eine gleiche Schenkung hatte er im Jahre 1004 dem Bischof Adalbert von Basel für den Hardwald gemacht, in dem die Jagd auf Bären ebenfalls dem Bischof vorbehalten war. Die hohe Jagd, zu der der Bär trotz seiner Raubtiernatur gehörte, war ein Vorrecht der Edeling, die den Jagdfrevel nicht selten mit dem Tode ahndeten.

Für das 13. Jahrhundert bezeugen die Colmarer Annalen die Bären in den Vogesen. Da sie zu einer wahren Landplage wurden und der viehzuchtreibenden Bevölkerung starken Schaden an den Herden zufügten, ruhten die Bauern nicht, bis sie eine Bresche in das alte Jagdrecht der Herren gelegt hatten. Das zeigt die Dinghofrodel von Odern, nach welcher die Bewohner von Gereuth, Odern und Veldringen das freie Jagdrecht von dem Spitz Thann gegenüber bis zum Hirtzensprung im St. Amarintal besaßen. Zum Zeichen jedoch, dass der Wildbann dem Herren gehörte, mussten sie dem Abte von Remiremont als dem Grundherrn von jedem erlegten Bären und Keiler den Kopf und die rechte Vorderpranke abliefern. Für Bärinnen galt diese Bedingung nicht. Der Annuaire des Vosges 1847 veröffentlicht eine alte Handschrift der Bibliothek von Remiremont, nach der Jean d'Anjou, Herzog von Lothringen, 1268 Bärenjagden in den Vogesen veranstaltete: «Bien aime pareillement à quérir recréandises et esbattements à courre bisches, chevreulx, porcs, ours et autres bestes sauvages à grand planté en ses belles forests de la Vôge».

Für das 14. Jahrhundert fehlen die schriftlichen Belege. Dass aber der Bestand an Bären nicht zurückgegangen war, zeigt ein Vermerk der Jahrbücher der Barfüsser zu Thann für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts: «Im Jahre 1433 schneyte es viertzig Tag nacheinander, also dass der Schnee alle

Häuser und Scheuren auf dem Land bedeckte. Sehr vil Vieh ging zu Schanden und starb für Hunger. Die Hirschen, Rehe, Bähren, Wölf verliessen die Wälder, lieffen in die Stätt, Fleckhen und Dörffer und wollten lieber von den Leuthen gefangen, geschlacht und getötet werden als Hungers sterben.» Sogar im Sommer stiegen die Bären von den sichern Bergen in die Ebene, um sich an den süssen Trauben des Weinlandes gütlich zu tun. Das zeigt die tragisch verlaufene Bärenjagd, welcher der Vater Geilers von Kaysersberg im Jahre 1448 zum Opfer fiel. Der Schlettstadter Humanist Beatus Rhenanus hat uns den Vorfall in seiner Vita Joannis Geileri überliefert: «Der Vater Johann Geilers, der Notar zu Ammerschweier war, hatte sich der Gesellschaft von mehreren Jägern angeschlossen, welche auf einen Bären Jagd machten, der in den Reben von Ammerschweier grossen Schaden anrichtete. Er hatte dabei das Unglück, das Tier mit seinem Jagdspiesse nur leicht zu verwunden. Der gereizte Bär stürzte sich auf ihn und biss ihn so fürchterlich in den Fuss, dass er sich verloren glaubte. Er rief seine Begleiter zu Hülfe, diese aber wurden von einem solchen Schrecken erfasst, dass sie die Flucht ergriffen. So musste er nun den Kampf mit dem wilden Tier allein aufnehmen. Die Wunden, die er bei diesem schrecklichen Kampf erhalten hatte, wurden brandig, und der unglückliche Notar erlag denselben.» Nach der Gebweiler Dominikanerchronik nahmen die Bären damals derart überhand und setzten 1475 die Gegend so in Furcht und Schrecken, dass die Bauern ihre Arbeit in den Reben und Feldern im Stiche liessen, um ihr nacktes Leben zu retten. Auch richteten sie grosse Verheerungen unter dem Weidvieh an. Noch im beginnenden 16. Jahrhundert jagten die Colmarer nicht weit vor den Toren der Stadt im Neulandwald Bären. In den Kaufhausrechnungen des Jahres 1514 steht ein Ausgabeposten, «als man die Wölff und Behre im Neuland gefangen hat».

Die Bären waren zu einer wahren Landplage geworden. Ohnmächtig mussten die Bauern den grossen Wildschaden erdulden, zumal die Grundherren die früher gemachten Zugeständnisse für das freie Jagdrecht auf das Raubwild widerriefen und den Wildbann wieder zu einem ausschliesslichen Hoheitsrechte machten. Die Not des Volkes weckte den Unwillen gegen die Bedrücker und schlug schliesslich in wilden Hass um, der sich in dem Bauernkrieg 1525 Luft machte. Wir verstehen es, wenn an der Spitze ihrer sozialistischen Forderungen das Recht auf freie Jagd stand. Diese Forderung verstummte auch nicht, als der Aufstand



Phot. V. Maulu

Stadtbrunnen von Dambach

blutig niedergeschlagen und die Bauern bei Lupstein und Scherweiler von den Rittern wie bei einer Schweinehatz niedergestochen worden waren. Für das Stift Murbach, das im Tale der Lauch und der Doller riesige Jagdgründe besass, hat unser Mitarbeiter L. Ehret diesen zähen Kampf um das Jagdrecht geschildert. In dem Urbar von 1550 hatte sich der Murbacher Abt den Wildbann für Hoch-, Rot- und Schwarzwild und all ander Gewild für sich und seine Nachkommen als ausschliessliches Recht vorbehalten. Dem widersetzten sich mit allen Kräften die Zunftmeister von Gebweiler. In ihrer Beschwerdeschrift steht auch die Forderung, die Mensch und Vieh schädlichen Bären und Wölfe wieder töten zu dürfen, wie sie vordem das Recht hatten. Als ihre Beschwerde auf taube Ohren stiess, wandten sie sich über den Fürstabt hinweg unmittelbar an Kaiser Ferdinand I., der den Abt aufforderte, die Stadt bei ihren alten Rechten zu lassen. Auf den Einspruch des Abtes berief der Kaiser 1563 eine Schlichtungskommission nach Colmar, die eine Einigung zwischen den Parteien erzielte. Einzig und allein die Forderung, Bären und Wölfe abschliessen zu dürfen, wurde abgelehnt. Doch sollte



Phot. Jap

Gemar, St. Maximin

der Abt dafür sorgen, dass die von Gebweiler und ihr Vieh vor diesen schädlichen Tieren verhütet und beschirmt würden.

Glücklicher waren die Münstertäler und die Bewohner des Kaysersbergertals. Die Jagd auf das Raubwild, das ihren Herden auf den Hochweiden grossen Gedrang tat, war ihnen freigegeben. Doch mussten jene dem Abt von Münster die vier Tatzen, diese den Herren von Rappoltstein zu den vier Tatzen noch den Harst eines jeden getöteten Bären abliefern, doch sollte der Kopf sehr lang abgeschnitten sein. Diese alte Freiheit wurde 1564 von den Rappoltsteinern für das Tal der Weiss wieder erneuert. Wenn die alten Jagdbücher das Fleisch des zerwirkten Bären nicht zum guten Wildbret rechnen und ihm einen süsslich widerlichen Geschmack zuschreiben, so gelten doch die Tatzen oder Pranken als ein Leckerbissen für grosse Herren. In den Sünden des Munds nennt Geiler berendopen und biberschwentz eine ungewöhnliche Speise. Ebenso zählt Fischart die «schwerwichtigen, holzschlegelichen bärentappen und berendatzen»

zu den Schleckerbisslein der schwertappigen Fürsten. Auch Fürsten- und Herrenliebe geht durch den Magen. Das wussten Meister und Rat der Stadt Münster sehr wohl, als sie den Herren, die um die Jahrhundertmitte ihre Rechte an den Gerichtshöfen von Speyer und Rottweil vertraten, Münstertäler Bärenhammen und Käse schickten.

Damals war der Wildreichtum in den Vogesen noch so stark, dass Specklin auf seiner Karte des Elsass 1576 in der gedrängten Landesbeschreibung «menig wilde pfert, Luxs, Beren und des andern gewilds sehr vil» besonders vermerkt. Die Jagd in freier Wildbahn war ein lohnendes Vergnügen, das die grossen Herren sich nicht entgehen liessen. Die Herzöge von Württemberg jagten als Herren von Reichenweier und Montbéliard gern und oft in ihren elsässischen Territorien. Fast hätte den Herzog Friedrich bei einem Pürschgang das Schicksal von Geilers Vater erreicht. Als er im Herbst 1581 in seinen Mömpelgarder Wäldern auf Sauen jagte, nahm ihn unverhofft eine Bärin an, die ihre Jungen säugte. Zum Glück hatte er einen starken Bracken bei sich, der ihm das wütende Tier überwältigen half. Zum Andenken an seine Rettung liess er das Jagdabenteuer im Bilde festhalten. 1587 tötete der Fürst abermals einen Bären in der Gegend von Blamont.

Noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts machten die Bewohner des weltabgeschiedenen Tales von Gérardmer eine Eingabe an den Herzog von Lothringen, worin sie um Bestätigung ihrer alten Rechte und Freiheiten, Bären zu jagen, nachsuchten, da ihre Melker und Herden auf der Westseite des Hochvogesenkamms von den Raubtieren stark geschädigt würden. Der Herzog willfahrte ihrem Wunsch, doch erinnerte er seine Untertanen, ja des alten Brauchs nicht zu vergessen, den Kopf der erlegten Tiere an der Kirchentüre von Gérardmer anzuschlagen. In den von Bären verseuchten Vogesentälern war es nämlich Sitte, die Bärenköpfe als Siegestrophäen und Warnungszeichen an den Pforten von Kirchen und Kapellen, von Burgen und Städten aufzupflanzen. Künstliche Lichter und grellrot gestrichene Rachen und Zungen sollten den präparierten Bärenköpfen die Furchtbarkeit des Lebens wiedergeben.

Einer der berühmtesten Bärenjäger des Jahrhunderts war Junker Gebhard von Müllenheim (1599—1673) aus Mittelweier. Im Dienste der Herren von Rappoltstein hatte er in den finstern Tannenforsten um den Weissen und Schwarzen See sein weidmännisches Talent zu einer solchen Kunst ausgebildet, dass sein jagdlicher Ruf weit über die

Grenzen des Elsass drang. Der Kurfürst Christian von Sachsen berief ihn als Oberjägermeister in seine bärenreichen Wälder, in denen sein Vorgänger Johann Friedrich II. mit eigener Hand über 200 dieser Untiere erlegt hatte. Nur ungern überliess er den elsässischen Nimrod dem Kaiser Ferdinand II., aus dessen Diensten er später einen Ruf an den Hof von Polen annahm, wo er zum Kgl. Oberhofjägermeister von Litauen ernannt wurde. Aus der damaligen Weidmannssprache sind einige Fachausdrücke der Bärenjagd in Johann Schilters grosses Glossar (1728) übergegangen: Der bär brompt, gehet, frisst, wirt gejagt, ertruckt und frisst vil hunte, wirt gestochen. Auch Geiler schreibt in den «Sünden des Munds» dem Bären in weidgerechter Sprache den Gang zu: zwen bern giengen aus dem Wald und zerrissen 41 Kinder.

Unverhoffte Schonung brachte den Bären der lange Dreissigjährige Krieg, Kriegs- und Pestjahre begünstigten von jeher die Vermehrung der lästigen Raubtiere. Im Verhältnis wie die Bevölkerung zusammenschmilzt, nimmt die Wildplage zu. Das zeigte sich gleich nach den ersten Kriegsjahren. Schon im Jahre 1621 wurden die Gemeinden der alten Herrschaft Thann bei der vorderösterreichischen Regierung zu Ensisheim vorstellig, dass Bären, Wölfe und Wildschweine in ihren Feldern und Rebbergen grossen Schaden anrichteten. Ein Erlass des Erzherzogs Leopold gab ihnen die Jagd auf Bären und Wölfe frei, die Saujagd aber behielt er sich ausdrücklich vor. In den unzugänglichen Gebirgswaldungen und Felsenwildnissen hatten sich in den langen Kriegsjahren die Sohlengänger so vermehrt, dass man in den Tälern seines Lebens nicht mehr sicher war. Bewaffnete Männer mussten die Frauen bei der Feldarbeit schützen. Desto tatkräftiger rückte man ihnen später zu Leibe und setzte Schussprämien auf sie aus. So berichtet uns J. A. Silbermann in seiner Beschreibung von Hohenburg, dass im Mai des Jahres 1675 im Barrer Wald, wohl im Hohwald, ein sehr grosser Bär geschossen worden sei. «Deswegen die hochverordneten Herren Landpfleger den 21. May dem Amtmann H. Joseph Jund befohlen, dass wegen des Bärs ausserordentlichen Grösse dem Schützen das Schussgeld erhöht und drey Reithsthaler bezahlt werden solten.» Im Jahre 1695 wurde von dem Förster Franz Ettighofen bei dem Schloss Andlau acht Tage vor Simon Juda abermals ein Bär geschossen. Nach der Besoldungsordnung des Jagdpersonals des Stiftes Murbach von 1720 erhielten die Förster von einer Bärenhaut mit Tatzen vier Pfund Schussgeld. Da lohnte sich der Abschuss des Grosswilds!



Ehemaliges Wirtshausschild „Zum schwarzen Bären“ in Strassburg, Metzgergasse, heute am Eckhaus neben der Bärenapotheke.
Phot. Jap

Die Vervollkommnung der Schusswaffen hatte den jahrhundertlangen Kampf zwischen Mensch und Tier zugunsten des Menschen verschoben. Die Bärenjagd in den Vogesen tritt in ihre letzte Phase ein. Nach A. Gatrio, dem Geschichtsschreiber des Breuschtals, hat der bischöfliche Forstmeister Garnier, der 1774 fast hundertjährig zu Dinsheim starb, im Anfang seiner Dienstzeit, das wäre in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, die letzten Bären des Breuschtals geschossen. Der letzte Bär des Steintals soll nach dem Volksmund auf dem Gebirgssattel der Perheux, die im Patois der Waldersbacher als «Hays de l'ours» bezeichnet wird, getötet worden sein. Leider fehlt bei K. E. Boh (Das Steintal) die Jahresangabe. Nach der Gemeindezeitung für Elsass-Lothringen 1881 fiel der letzte Bär des Lebertales im Jahre 1760. Von der Erlegung des letzten Bären im Tal der Weiss um die Jahrhundertmitte gab der Schultheiss von Orbey dem Orgelbauer Andreas Silbermann, als er im Oktober

1755 die Orgel der Abtei Pairis erbaute, als Augenzeuge folgenden dramatischen Bericht: «Der Bär flüchtete sich auf einen Felsen am Weissen See. Ein Jäger erstieg einen gegenüberliegenden Berg und schoss. Das getroffene Tier fiel auf einen Eichbaum herab, der sogleich zerbrach. Von diesem fiel der Bär den Felsen herunter und blieb tot liegen. Seine Länge betrug 14 Schuh (4,20 m), er war riesig gross.» Die Grösse ist wohl ein wenig stark übertrieben, ebenso wie die Behauptung Silbermanns, dass alle damals in den Vogesen geschossenen Bären weit grösser als die polnischen gewesen seien. Interessanter ist seine Angabe, dass man fast lauter ausgewachsene Tiere angetroffen habe, ohne je einige Jungen zu spüren. Daraus ginge hervor, dass um 1750 die Vogesen nicht mehr Standort der Bären und die später erlegten Tiere nur Einzelgänger waren, die aus der Schweiz herüberwechselten.

Im Münstertal hielten nach A. Scherlen (Mühlbach) die Mühlbacher gemeinsam mit den Sondernachern 1740 eine Bärenjagd ab; nähere Einzelheiten fehlen. Gelegentlich des Aufenthalts Silbermanns in Pairis versicherte ihm der Pfarrer von Münster, dass in der Zeit von 1725—1755 im Münstertal sechs bis sieben Bären erlegt worden seien. In dieser Zahl wird wohl der angeblich letzte Bär inbegriffen sein, den nach Jean Bresch der Metzeraler Jäger Theobald Gass, genannt Gassenwold, im Jahre 1740 am Kolben hinter Mittlach geschossen hat (Guide de la vallée de Munster et des Vosges centrales. Colmar 1871, 314). In den «Vogesenklängen» hat er ihm ein Lied im Bänkelsängerton «Der letzte Bär» gewidmet. Eine Pranke dieses Bären war in einer Metzeraler Wirtschaft bis zum grossen Kriege noch zur Schau gestellt. Im «Reichsland» schreibt Prof. Döderlein irrtümlich 1640 für 1740 als Aussterbejahr der Bären. Johannes Friese gibt dafür die Jahrhundertmitte an und lässt den letzten Petz in seiner Höhle am Bärenfelsen hinter Metzeral von jungen Leuten des Tales erlegt werden (Naturgüter der beiden rheinischen Departements, Str. 1796). Moritz Engelhardt verlegt den Tod des letzten Münstertaler Bären in seinen «Wanderungen durch die Vogesen» (1821) in die sechziger Jahre, E. Grucker (Die Vogesen) nennt bestimmt das Jahr 1760. Wer hat recht? Nur das Studium der Jagdakten des Münstertals kann diese Unstimmigkeit klarstellen. Jean Matter, der rührige Sekretär des Münsterschen Geschichtsvereins, hat neues Material aus den Akten des Archivs der Stadt Münster über die Bären zusammengestellt, aber noch nicht veröffentlicht. Vielleicht veranlasst ihn

diese kleine Studie, das Versäumte nachzuholen. Er darf des Dankes der Naturfreunde und Jäger sicher sein. Nach L. Ehret ist der letzte Bär des Gebweilertales kurz vor Ausbruch der Grossen Revolution im Lauchwalde getötet worden.

Nach der Volksüberlieferung reichen die Spuren der letzten Bären bis ins 19. Jahrhundert herein. Herr Martin Hammer aus Mühlbach erzählte mir, dass sein 1821 geborener Grossvater sich aus seiner Knabenzeit noch lebhaft eines Bärenüberfalls erinnert, der im Grosstal lange von sich reden machte. Ein Melker auf Bärenbach hinter Mittlach sei in den dreissiger Jahren von einem Bären angefallen worden und habe mit ihm auf Tod und Leben gerungen. Dem starken Melker sei es mit übermenschlicher Kraft gelungen, den Bären in hartem Ringkampf totzudrücken, aber er hätte seinen Sieg auch mit dem Leben bezahlen müssen. Mit eingedrücktem Brustkorb versorgte er noch sein Vieh, legte sich auf sein Lager und gab seinen Geist auf. Aehnliche Bärengeschichten weiss noch eine alte Metzeralerin zu erzählen, leider habe ich ihren Namen nicht erfahren können.

Doch kehren wir zu dem Münstertaler Wanderbericht Moritz Engelhardts zurück, der sein Wissen aus dem lebendigen Volksmund im Jahre 1811 geschöpft hat. Von Mühlbach aus erstieg Engelhardt den Hohneck: «Nach einem nicht sehr schwierigen Hinaufsteigen von Mühlbach aus nördlich gelangten wir zu den ersten Münstertaler Firnen. Noch zuvor hatte man uns auf einen rechts seitwärts liegenden Wald aufmerksam gemacht, in dem vor noch nicht 50 Jahren (also um 1760) ein Bär getötet worden ist. Man erzählte uns, dass eine Frau, die Haselnüsse sammelte, ganz nahe bei ihr dergleichen aufknacken hörte und bald zu ihrem Schrecken wahrnahm, dass der Gewerbsgenosse ein Bär sei. Sie entfernte sich schnell und glücklich und meldete die Gefahr in der Gegend. Das Tier soll bald darauf durch einen Holzhacker getötet worden sein. Die Bären waren übrigens ehemals im Münstertal keine seltene Erscheinung, und ältere zuverlässige Personen haben uns versichert, selbst in ihrer Jugend in der Gegend des Hohenecks bei einer Viehtränke eine Klapper angebracht gesehen zu haben, deren Bestimmung war, die Bären, die hier gerne dem Vieh aufpassten, abzuschrecken.»

Höchst wertvoll ist hier die Nachricht von Bärenklappern, die im Hochgebirge das lüsterne Raubwild von den Herden und Melkerhütten fernhalten sollten. Die Melker verfügten nicht über erprobte Schusswaffen, den gefürchteten Untieren auf den Leib zu rücken, und der Nahkampf mit



Münster

Alte Ansicht

Axt und Messer war zu gefährlich. Doch hatte sie die Erfahrung gelehrt, dass die scheuen Tiere für laute Geräusche äusserst empfindlich seien und sich leicht abschrecken liessen. Bekannt ist die Geschichte eines Müllhauser Landsknechtes, der im 16. Jahrhundert, die Trommel auf dem Rücken, den Hartwald durchquerte. Da heftet sich ein Wolf an seine Fersen. Er wirft nach ihm mit Knüppeln, mit Steinen, umsonst. In seiner Todesangst fängt er an zu laufen und stolpert, die Trommel fliegt ihm über Hals und Kopf gegen einen Baum und gibt ein dumpfes Grollen von sich. Der Wolf stutzt und weicht etwas zurück. Der Soldat begreift die Situation, fängt an aus Leibeskräften zu trommeln, worauf der hungrige Wolf tapfer die Flucht ergreift. Die Trommel war des Landsknechts Rettung. Dies einfache Mittel, die Bären durch Lärm zu vertreiben, wussten die Bergbewohner höchst sinnreich auszunützen.

Auch J. Bresch erzählt uns, dass im hintersten Teile des Tales die wilden Wasser der Kolbenfecht Räder trieben, die einen Hammer oder eine Klapper in Bewegung setzten und so ein ununterbrochenes, starkes Geräusch hervorbrachten. Der gleiche altüberlieferte Brauch ist auch im Wesserlinger Tal nachgewiesen. Wie solch eine Bärenklapper arbeitete, hat H. K. Abel, ohne an eine Bärenmühle zu denken, in der Skizze «Das Geheimnis der Bergwiese» (höchst anschaulich geschildert (Was mein einst war. 1916, 64 f.). Am Fusse des Ilien-

kopfes zwischen Kephei und der Grossen Ebene träumt weltverloren das stille Bodmattälchen. Da zerreisst plötzlich ein sonderbares Geräusch die geheimnisvolle Stille der Bergnacht. In regelmässig aufeinanderfolgenden Schlägen erschallt nahe der Bergscheuer der Dreiburnenmatt ein kurzes, scharfes Hämmern. Schlag folgt auf Schlag, immerfort, ohne Ende. Er spürt dem rätselhaften Pochen und Klopfen nach und entdeckt mitten in den Matten, im Grase versteckt, ein kleines, hölzernes Mühlrad, das das Talbächlein treibt. Bei jeder Umdrehung hebt die Radachse einen Hebel wie einen Hammer hoch, der auf eine alte, rostige Sense zurückfällt, sodass sie laut in die Nacht hinauscheppert. Abel meint, die jungen Burschen leisten sich diesen Spuk, um die äsenden Rehe aus den saftigen Bergwiesen zu verschrecken. In Wirklichkeit jedoch handelt es sich um eine Klapper, welche die unholden Dämonen wie den «Ludwige» bannen soll. Denn noch immer sind Geister und Gespenster des Volksglaubens liebstes Kind.

So wie diese Geistermühle im kleinen arbeiteten die Bärenklappen an den Wildbächen der Wormsa, Fecht, Lauch, Thur und Doller im grossen. Doch wie konnte ein so schwerer Hammer auf den Hochweiden, wo der dünne Wasserstrahl der Quellen in Teucheln und Borkenrinnen gefasst ist, in Tätigkeit gesetzt werden? Dies Rätsel löst uns die Bärenklapp bei den Bergscheuern von Unterwida am Sattelkopf, im Revier Brandlitt oberhalb Mühl-

bach, die noch um 1870 zu sehen war und von den Kindern als Schaukel benutzt wurde. Dort sah sie in seinen Knabenjahren mein Gewährsmann, der 75jährige Plattmachermeister Jean Jaeglé aus Mühlbach, dem ich die nachstehende Beschreibung dieser «Bärenklopf» verdanke, wofür ich ihm im Namen unserer Leser den herzlichsten Dank ausspreche.

Auf einem gabelförmigen Baumstrunk lag, in einem Zapfen beweglich, ein starker Baumstamm und spielte wie der Balken einer Wage. Das eine Ende war mit einem zentnerschweren Felsstück belastet, das andere mit dem verdickten Wurzelstock wie ein Trog ausgehöhlt. Die beiden Schaukelbalken waren derart ausgespielt, dass sie einander fast die Wage hielten. Durch ein verlegbares Brunnenrohr konnte das Wasser einer Quelle in das ausgehöhlte Balkenende geleitet werden, sodass dieses das Uebergewicht erhielt und das steinbeschwerte Ende in die Höhe zog. Unter dem Steingewicht stand eine aus schweren Eichenbohlen gezimmerte, oben mit Eisenblech abgedeckte Holzkiste. Infolge der Gewichtszunahme durch das einströmende Wasser senkte sich das eine Ende der Schaukel mit dem Trog. Wenn es den höchsten Tiefstand erreicht hatte und der Balken fast senkrecht stand, entleerte sich das Wasser durch eine Abflussrinne, und der schwere Felsblock sauste wuchtig mit Donnergelichter auf die riesige Holz-

trommel nieder. Das dröhnende Holtergepolter wiederholte sich in regelmässigen Zeitabständen und war wohl dazu angetan, die sichernden Bären von den Herden und Viehställen fernzuhalten, wenn der Widerhall den dumpfen Donnerklapf von den stillen Bergwänden zurückwarf. Wenn das Wasser abgestellt wurde, so stand das Perpetuum mobile still. Das war die heute vergessene, gelegentlich auch als Bärenmühle bezeichnete Bärenklopf, ein eben so einfacher wie sinnreicher Lärmapparat, den der erfinderische Menschengenit seit den ältesten Zeiten der grossartigen Bergwildnis anzupassen verstand. Solch eine riesige Bärenmühle stand auch hinter Mittlach, wo die Kolbenfecht aus dem Altenweiher austritt, und bei Widenbach an der Widenbachrunz am Herrenberg.

Im Spätherbst, wenn die beeren- und haselnussreichen Wälder den hungrigen Bären keine Nahrung mehr boten, oder im Winter, wenn der Hunger die heruntergekommenen Tiere aus dem Winterlager der Felsenhöhlen trieb, folgten sie den die Bergscheuern verlassenden Herden wohl bis in die Dörfer nach. Dann dienten grosse Trommeln, sogenannte Baretrumme dazu, die unliebsamen Gäste von Haus und Hof fernzuhalten. Alte Leute von Mühlbach und Metzeral erinnern sich noch sehr wohl an diese grossen Bärentrommeln. Die letzten sind im grossen Kriege verschwunden.



A. Fischer

Die Bärenklopf auf Wida

Silberherz

Ein Münstertäler Märchen von Hans Karl Abel

Kennt ihr den betagten Einsiedler, der bei föhnigem Wetter querfeldein läuft, den altmodischen Schlapphut tief in die Stirne gezogen, keinen Menschen beachtend, dass man ihn für einen von den ruhelosen Geistern halten könnte, die sich auf der Strasse zwischen Metzeral und Sondernach manchmal des Nachts beim Atthalin-Brünnlein begegnen? Er haust mutterseelenallein in seiner Hütte am Osthang des Altmatt-Kopfes und zeigt sich selten. Oder wer von euch hat ihn schon gesehen? Viele von den heute Lebenden gewiss nicht. Mir hat er vor Jahren einmal, als wir nebeneinander dort droben sassen und auf das freundliche Mühlbach und den jenseits dieses Dorfes liegenden dunklen Mönchsberg hinabblickten, von sich selbst erzählt, was ich hier wiedererzähle:

Ich erlebte oft Merkwürdiges auch in meinen Träumen. So träumte mir einmal, ich hätte kein Herz mehr. Es lag hier auf dem Speicher einer der wenigen abgelegenen und vom Krieg verschont gebliebenen Hütten am Berg, in einer uralten, staubigen Truhe. Es hatte die Gestalt jener handgeschmiedeten Herdenglocken, die man Trinkeln nennt. Ein grosses Rahmsieb aus Messing, wie es die Melker des Münstertals auf ihren Almen gebrauchen, lag daneben, ein alter, zinnener Deckelkrug und eine von Hand geschriebene Familienchronik in Schweinsleder. Die Abendsonne stahl sich durch das quadratische, vorhanglose Bühnenfensterlein, auf dessen Leibung ein ausgebrauchtes Fläschlein Käselabe stehen geblieben war, und fiel, als ich den schweren Deckel der Truhe hob, über den Sims, auf dem das Fläschlein stand, heruntergleitend, vor mir in den Trog.

Das Buch war scheinbar beim Hineinlegen aufgegangen, und auf der aufgeschlagenen Seite las ich in säuberlicher deutscher Schrift, dass ich im Jahre 1666 geboren war. Ich traute meinen Augen nicht, aber es war wirklich so. Ich war schon einmal auf der Welt gewesen.

Weiterblättern fand ich die folgende Stelle: Anno 1673 auf Königl. französische ordre hat ausz Statt und thaal nach Turckheim muessen gefuehrt in dasz lager daselbsten an Hew 4000 wellen und strohe 3000, an habern 150 Viertel, ist geschehen den 13. augusti. — Es unterlag also keinem Zweifel, ich hatte es mit einem gewissenhaften Berichterstatter zu tun. Und während ich las und darüber

nachsann, kam mir die volle Erinnerung wieder an mein früheres Erdenleben.

Mein Vater selbst hatte die Chronik geschrieben. Er war ein armer, fleissiger Leinweber. Die Hütte meiner Eltern lag ganz allein droben am Rande des Waldes. Ein dicht mit dunkelgrünem Moos bedecktes Strohdach hing tief über sie herab, besonders tief auf der Bergseite, sodass die Kräuter, die auf dem Berghang wuchsen, hier von der moosigen Decke Besitz ergriffen hatten und darauf emporschossen.

Jahre hindurch blieben die Eltern kinderlos, und die hübsche Wiege, die der junge Weber in den ersten Winterabenden nach seiner Hochzeit gebastelt hatte, stand leer in der weissgetünchten Schlafkammer.

Da hütete mein Vater einmal an einem stillen Herbsttag seine Geissen und malte sich dabei aus, wie schön es gewesen wäre, wenn er an seinem Webstuhl hätte weiter arbeiten können und ein Junge, den er hätte sein eigen nennen dürfen, hätte an seiner Statt die Ziegen gehütet auf der Allmende am Berg.

Während er so dasass und sich wieder, wie schon so oft, nach einem Buben sehnte, trat unversehens aus den mit roten Butten übersäten Hecken ein kleines Männchen zu ihm heraus; das hatte ein blühend junges Gesicht, aber silberweisses Haar und weisse, buschige Brauen über den klugen Aeuglein. Es redete den Vater an und sagte: «Du sollst einen Sohn haben. Die Geister vom Silberwalde schenken dir einen, aber sein Herz wird ein auf allen Seiten verschlossenes silbernes Gehäuse sein. Sonst wird er in allen Stücken den Menschen in diesen Bergen gleichen, ja er wird noch viel glücklicher sein, als sie alle, denn sein silbernes Herz wird widerhallen vom Raunen der Gräser im Winde und vom Flüstern verborgener Quellen, vom Rauschen der Wälder und Brausen der Bäche, und er wird den Gesang der Vögel und das Gepolauer der Brunnen zu deuten wissen.»

Kaum gesagt, war das Männlein verschwunden. Und als der Vater, die Brust von dieser Weissagung durchschauert, an jenem Abend heimkam, überraschte ihn die Mutter mit der freudigen Kunde, dass sie ein Kindlein unter ihrem Herzen verspürte. Da erschrak er sehr und verschwieg ihr die seltsame Begegnung.



Phot. G. Meyer

Alphornbläser, Frankental

Als das Büblein zur Welt gekommen war und vollständig den andern Kindern glich, verstummte in dem Leinweber allmählich die Stimme der Furcht, und er hielt zu guter Letzt sein Erlebnis für einen Traum.

Da kam der Tag heran, an dem der Knabe getauft werden sollte. Meine Eltern brauchten einen Paten, aber niemand wollte bei so armen Leuten Taufzeuge sein. Tief gekränkt schlich mein Vater im Dorf von Tür zu Türe, überall klopfte er vergeblich an. Die andern waren alle wohlhabende oder gar reiche Bauern. — Müde und mit schwerem Herzen stieg er zuletzt den Hohlweg hinan, der zur Allmende führte, er wagte es nicht, meiner Mutter die traurige Botschaft heimzutragen, und machte einen Umweg um sein altes, bemoostes Strohdach. Da stand auf einmal wieder der kleine Berggeist dicht neben ihm:

«Du wirst auch einen Paten bekommen», raunte er ihm geheimnisvoll zu, «unser Gebieter selbst wird den Knaben, den wir dir geschenkt haben,

aus der Taufe heben; aber am Tage seiner Konfirmation wird er dir ihn nehmen, und du wirst ihn nie mehr zu sehen bekommen. Die Liebe seiner Mutter ist schuld daran, dass eine kleine Stelle seines silbernen Herzens ein Stück von einem echten Menschenherzen ist. — Dein Weib hat sich zu oft und zu liebevoll über das Kind in der Wiege geneigt! — Das Zipfelchen an der Spitze ist warm durchblutet, es konnte nicht erstarren unter dem Hauch der Mutterliebe. — Der König, der darüber verdriesslich ist, dass sie uns um diesen Teil seines Herzens betrogen hat, wird deinen Sohn deshalb zu sich holen in unser unterirdisches Reich, bevor er die Lockungen und Leiden eurer irdischen, eigensüchtigen Liebe kennen lernt, denen auch er nun ausgesetzt wäre.»

Der Zwerg verschwand wieder hinter einem blühenden Schlehdorn und liess den armen Weber stehen, der nun doppelt voller Angst und Sorgen war um sein Kind.

Auch diesmal trug der Vater seinen Kummer allein, weil er die gute Mutter nicht betrüben wollte. Ihm bangte vor dem angekündigten Besuche sehr, sodass er an dem Sonntagmorgen, an dem die Taufe stattfinden sollte, vor Zittern und Zagen nicht wusste, wo aus und ein. Als aber die Glocken zur Kirche läuteten und sich der verheissene Taufzeuge immer noch nicht blicken liess, schüttelte er die Furcht ab und ging mit der Mutter, die ihr Kind auf dem Arm trug, zum Gotteshaus, in der Hoffnung, es würde sich vielleicht doch einer seiner Landsleute seiner erbarmen.

Unterwegs bot sich ihnen ein junger Handwerksbursche, dem die Eltern auf seine Frage, warum sie ohne Gevatterleute zur Taufe schritten, ihr Leid klagten, kurzerhand als Pate an. Er erzählte ihnen, er sei seines Zeichens ein Silberschmied, und händigte meinem Vater eine wertvolle, von ihm verfertigte silberne Taschenuhr als Patengeschenk für mich ein.

Da freute sich der gute Vater sehr darüber, dass der saubere Handwerksbursche an Stelle des unheimlichen Geisterkönigs mein Taufzeuge geworden war. Er musste mir später immer wieder von ihm erzählen. Ich konnte mir zuletzt ein genaues Bild von ihm machen und sehnte mich ordentlich nach ihm. Ja, ich witterte schliesslich in jedem jungen Landstreicher, der sich ein wenig mit mir abgab, meinen Paten.

Einmal musste ich mit ansehen, wie zwei junge Dragoner, die sich nach der Schlacht bei Türkheim in unsere Gegend geflüchtet hatten und sich noch eine Zeitlang bei uns im Hause versteckt hielten,



Phot. G. Meyer

Me'kereï Frankental mit Martinswand

in unserem Hofe von Lothringern niedergestochen wurden. Ich war ständig bei ihnen gewesen in ihrer Kammer; sie hatten mit mir gespielt und gelacht, und ich hing an diesen beiden grossen Kameraden mit Leib und Seele. Nach dieser Untat konnte ich meines Lebens lange nicht mehr froh werden und ich schlich immer wieder hinauf in die leere Bodenkammer, wo es noch wochenlang nach ihrem Sattelzeug roch. Mein Vater wusste allein, wie mein Herz beschaffen war; aber auch er konnte sich nicht vorstellen, wie Leid und Freude hundertfältig darin wiederhallten, und ich wurde von meinen Eltern darum gescholten. Sie wunderten sich wohl manchmal über ihren Jungen, wenn er ihnen erzählte, was er den Quellen und den Vöglein abgelauscht; dann leuchteten dem Vater die Augen, aber es wurde ihm, wie der Mutter, bange um den Buben.

Nach einigen Jahren erkrankte die Mutter. In jener Zeit lernte ich im Dorf ein stilles, liebliches Mädchen kennen, das Bärbele. Es gibt auf der Welt nichts Schöneres als eine Jugendliebe, bei der man sich hnoch wie Geschwister zugetan ist. Ich wusste nicht, warum es mir im Herzgrübchen so winselte und gluckste, als schliefe darin ein verborgener Quell, der ans Tageslicht wollte, aber mein Vater durchschaute mich und zwang mich, daheim zu bleiben. Nach vielen schlaflosen Nächten, in denen er neben seiner kranken Frau gewacht, rückte deren letztes Stündlein heran; und

als die gute Mutter ihre Augen für immer geschlossen hatte, versank auch ich in ein namenloses, mein Sehnen nach dem Bärbele übertönendes Leid.

Da kam der Tag herbei, an dem ich mit andern Kindern gleichen Alters confirmieren sollte. Schweren Herzens begleitete mich mein Vater an jenem Palmsonntag zur Kirche, er gedachte wieder der Drohung des Zwerges. Denn obgleich der König der Geister vom Silberwalde sich nicht zur Taufe eingefunden hatte, schien doch alles an seinem Knaben in Erfüllung zu gehen, was ihm über ihn geweißt war.

Ich zürnte heimlich meinem Paten, dass er sich nie mehr hatte bei uns sehen lassen; aber einen Trost hatte ich wenigstens, ich durfte zum erstenmal die kunstvolle Taschenuhr tragen, die er mir geschenkt hatte.

Auf dem Geländer des kleinen Brückenstegs, der unterhalb unserer Hütte über den weisschäumenden Bach führte, sass ein gutgekleideter Mann, der auf uns zu warten schien. Er hörte uns nicht kommen, denn unter ihm rauschte, von der Schneeschmelze angeschwellt, das Bergwasser in mächtigen Sprüngen über die grossen, abgeschliffenen Blauwacken dahin, und erst als wir dicht neben ihm standen, erkannte mein Vater in ihm den jungen Burschen wieder, der mich aus der Taufe gehoben hatte. Unsere Freude war gross! — Mein Pate schloss mich in seine Arme; aber bei dieser Bewegung schien es mir so, als hätte er uns doch

schon lange bemerkt gehabt. Ging es da nicht mit merkwürdigen Dingen zu? — Keiner hatte ihm gesagt, dass ich an diesem Tage konfirmieren würde, und doch war er pünktlich noch in der letzten Minute eingetroffen! . . . Er wünschte mir Glück zu meinem Ehrentage und betrat mit uns das mit Menschen überfüllte Gotteshaus gerade, als die Glocken den letzten Schlag taten und der Küster an der Orgel droben die Bälge zu treten begann.

Da wunderten sich die Leute, dass aus dem einfachen Handwerksburschen ein so feiner und vornehmer Herr geworden war, und die reichen Bauern beneideten den armen Weber und seinen Sohn um diesen Paten. Das merkten wir beide wohl, während wir an ihren Bänken vorüberschritten.

Als der schöne Tag zur Neige ging und der Herr uns wieder verlassen wollte, bat er den Vater, mich bei ihm in die Lehre zu geben. Er sei jetzt Meister geworden und habe in Münster vor kurzem eine eigene Werkstatt aufgetan. Darüber freute sich mein Vater und er liess mich gerne ziehen, kam ich doch so aus der Nähe des Mädchens, an dem ich, wie er meinte, viel zu schwärmerisch hing. Ich selbst liess mich noch an demselben Abend willig fortführen, war doch Münster in einem Stündchen zu erreichen! Da konnten Bärbele und der Vater mich oft besuchen, und etwas Rechtes zu werden lag mir auch schon lange im Sinn.

Unsere Hütte stand an dem Karrenweg, der sich über den «Sattel» zur Stadt hinabwindet, und so schlugen wir, mein Pate und ich, diesen ein.

Der «Sattel» ist ein kleines, mit grünem Rasen bedecktes Bergjoch zwischen dem still besonnten, bienenumsungenen Teil von Gaschney und dem dicht mit einem hallenden Tann bewaldeten Mönchskopf. Von ihm aus führen dunkle Wege zu den alten, verlassenem Silbergruben hinan, die tief im Dickicht des Silberwaldes versteckt liegen. Als wir hier angelangt waren und mein Pate einem düsteren, wildverwachsenen Fusspfädchen zur Linken zusteuern wollte, erklärte ich ihm, das sei der rechte Weg nicht; es ginge vielmehr rechts über den Mönchsberg hinab nach Münster.

Tiefe Dämmerung lag schon über dem Wasen und über dem Walde die Nacht.

«Fürchtest du dich?», fragte er mich, «Komm nur getrost mit mir. — Du wirst in meiner Werkstatt mit Schätzen zu tun bekommen, die ein goldenes Licht von sich ausstrahlen als droben eure Sonne. Beim Eintritt in mein Haus wird dein junges Herz restlos zu Silber werden, wie die Herzen derer, von denen du stammst, und dann wirst

du dem Tode, dem die Menschen alle verfallen sind, für immer entronnen sein.»

Mit diesen Worten zog er mich durch den Tannenwald mit sich fort, der wie das Tor einer Tenne im Zugwind hinter uns zuschlug, so geisterhaft schnell drangen wir vorwärts; und nun standen wir auf einer kleinen, mit bemoosten Felsblöcken bedeckten Lichtung vor dem halb verschütteten Eingang eines alten Silberstollens. Auf eine Handbewegung meines Paten öffnete sich geräuschlos die Einfahrt der Grube. Sie erstrahlte in demantenen Licht. In einen endlosen, in allen Farben des Regenbogens von Edelsteinen aufleuchtenden Gang verlor sich mein erstaunter und angstvoller Blick. Ich sah, wie der grosse, stattliche Mann neben mir zusammenschumpfte zu einem steinalten Zwerg; und von seiner Hand, mit der er die meine immer noch fest umklammert hielt, zog mir eine Kälte durch Arm und Brust bis zum Herzen, dass ich entsetzt aufschrie: «Ich will mein Herz, mein warmes Herz behalten!»

Ruhig, mit gutigem Blick, nicht zürnend, wie ich befürchtet hatte, schaute mir der Zwerg in die Augen, liess meine Hand gehn und sagte: «Die Menschen sind nicht glücklich, und du wirst dir mit deinem Herzen das Leben doppelt schwer machen. Aber ich will dich bewahren vor dem vielen Leid, das du unter ihnen erdulden müsstest und das du tausendmal schmerzlicher empfinden würdest als sie. — Deinen Wunsch nach einer Rückkehr zu ihnen will ich dir gewähren. Vorerst musst du aber siebenmal sieben Tage bei uns bleiben im Berg, denn du hast schon hineingeblickt, stehst schon über der Schwelle und kannst, ohne Schaden zu nehmen, nicht auf der Stelle umkehren. Es wird dich nicht reuen, noch eine Weile unter uns zu sein, denn was du mitbekommen wirst, wenn wir dich wieder entlassen, wird dir die droben verlorene Zeit reichlich ersetzen.»

Siebenmal sieben Tage verweilte ich nun, wie ich wähnte, unter der Erde bei den Geistern des Silberwaldes. Da war alles so prächtig und so lieblich zugleich, dass es nicht zu beschreiben ist. Die Zwerglein selbst sahen gar nicht so abstossend aus; sie waren alt und runzelig, hatten aber kluge Aeuglein und einen überaus gutigen Blick. Mein Pate, der König selbst, tat mir alles zuliebe. Ich wohnte in einem heimeligen Kämmerlein, das von einem wundervollen Karfunkelstein beleuchtet war, und wenn der Sturm des Nachts droben in den Wipfeln der Tannen wütete, klang es über meinem Lager durch ihre Wurzeln herab wie Musik. Ich atmete die würzige Luft unberührter Walderde und



Phot. Jap

Mühlbach

trank die reine Flut einer Quelle, in die sich noch nie weder Blut noch Tränen gemischt. An den Wänden wuchs gediegenes, feines Silber wie Moos und der Boden war mit geglätteten Edelsteinen bedeckt. Am schönsten waren immer unsere gemeinsamen Mahlzeiten an langen, weissgedeckten Tafeln, bei mildem Kienspanlicht, denn da waren wir alle fröhlich miteinander vereint.

Nachdem die siebenmal sieben Tage vorüber waren, fiel mir der Abschied von den Kleinen schwer. Aber ich dachte an meinen Vater, der sich um mich grämen musste, und an das arme Bärbele und mochte nicht länger bleiben. Als ich mich auf den Heimweg machte, führte mich mein Pate wieder zu dem Stollen hinaus und gab mir einen in Silber getriebenen Stengel einer Türkenbundlilie in die Hand, an dem, wie bei der lebendigen Blüte, kleine silberne Glöcklein hingen. Es war ein wunderbarlich klingendes Glockenspiel.

«Es wird dich auf den rechten Weg führen», sagte er zu mir. «Geh immer geradeaus solange dir die Lilienkelche klingen. Höre stets in deinem Erdenleben auch auf die feinen Stimmen der Natur, eines anderen Schatzes bedarfst du dann nicht.

Ich will dich mit Gold und mit Edelsteinen nicht beschweren. Wenn du meine Mahnung beherzigst, wirst du auch dort droben glücklich sein.» — Damit war er verschwunden. Ich stand allein in dem unheimlichen Walde, in dem es schon dunkel war, genau wie damals, als sich der Berg vor mir auftat. Aber mein kleines Glockenspiel führte mich sicher auf die gleichfalls wieder in tiefer, abendlicher Dämmerung ruhende Sattelwiese.

Als ich sie erreicht hatte, verstummten auf einmal die Glöcklein. Ich betrachtete sie näher und gewahrte, dass es nur ein gewöhnlicher brauner Blütenstengel der Türkenbundlilie war, den ich da in Händen hielt, wie sie auf den Münstertäler Bergen wachsen. Zuerst verdross es mich, ich hielt mich für getäuscht und warf ihn fort. Aber dann überlegte ich mir die Worte, mit denen mir ihn der Geisterkönig überreicht hatte. Auf die feinen Stimmen der Natur sollte ich künftig horchen, um glücklich zu sein.

Wie erstaunte und erschrak ich, als ich heimkam! Die meisten Menschen, die ich gekannt hatte, hatten entweder sehr gealtert oder waren gestorben, auch mein Vater lebte nicht mehr. Die Hütte

droben am Waldrande, in der wir gewohnt, war längst in sich zusammengebrochen, und das Strohdach hatte bei seinem Einsturz ihre Trümmer zugedeckt. Längst wuchsen die Brennesseln und Brombeeren auf dem Schutthaufen, dass man nicht einmal mehr erkennen konnte, wo sie dereinst gestanden war. Statt siebenmal sieben Tage, wie ich meinte, hatte ich siebenmal sieben Jahre unter der Erde zugebracht, und meine Bärbel war mir untreu geworden, was ich ihr bei meiner langen Abwesenheit nicht übel nehmen konnte; sie war mit einem fremden Kornett durchgebrannt.

Ich war selbst alt geworden, aber mein Herz war jung geblieben. So kam es, dass mich nun die Jugend liebte. Stieg ich beim Einbruch der Nacht von meinen fahlblau gewordenen, windumsausten Bergen herab und sah, wie ein Bursche, der die Bäume seines Vaters gestimmelt hatte, um Futter zu gewinnen für die Geissen, mit dem Wellenbinden nicht fertig wurde, trat ich zu ihm und half ihm die Gerten zu Schlingen drehen, bevor es dunkelte; oder ich schob den Kindern, die sich, von

der Nacht überrascht, auf der Strasse fürchteten, das Wägelchen heim mit dem Klee.

Lange nachdem ich gestorben und begraben war, pflügte ein Bauer den alten, seit vielen Jahren nicht mehr benützten Friedhof um, von dem die Kreuze und Steine entfernt worden waren. Er wollte einen Acker aus ihm machen. Da fand er in der Erde ein hohles, einer Trinkel ähnliches Gebilde aus gediegenem Silber. Er liess eine Herdenglocke daraus giessen, die dann lange auf den Weidetriften des Münstertals erklang und sich vererbte von Geschlecht zu Geschlecht.

Dies alles träumte mir. Und da, als im Weltkrieg die alten Glocken eingeschmolzen oder gestohlen wurden, eine Bäuerin mein damals in eine Herdenglocke umgewandeltes Herz in einer Truhe auf ihrem Speicher versteckte, die dann später als Flüchtling irgendwo in der Fremde verstarb, weiss es niemand, wo das alte Erbstück hingekommen ist.

Nur ich weiss es nun, dass es hier irgendwo in einem Troge begraben liegt, und es wäre doch zum Klingen in meinen Bergen geschaffen! . . .

Der letzte Bär

Von J. Bresch

Warum dem alten Gassen-Wold
Ich nicht dies Liedlein singen sollt?
Er war ein tapfrer Jägersmann,
Drum sing ich laut und sage an:

Er schoss manch Reh, manch wildes Schwein,
Manch Fuchslein, manches Häselein,
Den allerschönsten Schuss schoss er,
Er schoss im Tal den letzten Bär!

Weit hinterm Dorfe Metzeral,
Im tiefen, engen Kolbental,
Da sieht es gar nicht lieblich aus,
Ist eine Wildnis voller Graus.

In einer finstern Schlucht allda,
Wo nie man einen Menschen sah,
Da hauste noch von alters her
In einer Höhl ein schlimmer Bär.

Nachts aus der Höhle schlich er leis,
Zerriss manch Kühlein, manche Geis,
Der Hirte selber in Gefahr,
In seiner Hütt' nicht sicher war.

Da fasste sich ein Mann den Mut,
Der alte Gass-Wold, schlicht und gut,
Der hat sich rüstig aufgemacht
In einer hellen Mondennacht.

Er stieg das Kolbental hinauf
Mit seiner Flinte Doppellauf.
Kaum war zu Schuss bereitet er,
So schlich heran der grimme Bär.

Der Gass-Wold unerschrocken stand,
Die Flinte in der sichern Hand,
Er hielt ganz fest und zielte gut:
Piff paff! Da lag der Bär im Blut!

Dann froh noch in derselben Nacht
Hat er den Betz nach Haus gebracht,
Das Fell, das gerbte fein er aus,
Macht einen Winterwams sich draus.

Hoch leb der alte Gassen-Wold,
Dem ich dies Liedlein singen sollt!
So findt man keinen Jägersmann
Im ganzen Metzeraler Bann.

Lupstein und sein Beinhaus

Von T. Moser

Unweit Dettweiler liegt auf einem Höhenzug des rechten Zornufers das Dorf Lupstein — uraltes Siedelungsgebiet. Ein Fund aus der Hallstattzeit (1000—400 v. Chr.) beweist das. Hier ging die Römerstrasse durch, die von der Tribokerhauptstadt Brumath über Waltenheim, Mutzenhausen und wahrscheinlich Waldolwisheim nach Zabern führte. 1911 fand der Zaberner Stadtbaumeister Zigan nahe der Kirche Lupsteins beim Neubau des Gemeindehauses Reste einer römischen Villa, Bodenbelag und Ziegel. Der Ortsname ist 739 in den Traditiones Wizenburgenses mit Lupfinstagni belegt. Es wird von A. Fuchs (Els. Monatsschrift 1911, 732), wahrscheinlich mit Recht, angenommen, dass hier ein Schreibfehler vorliegt für Lupfinstayni. Denn 994 finden wir als Ortsnamen Lupenstein, 1350 Lupfenstein, noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Lupffstein. Im 8. Jahrhundert war die Abtei Weissenburg hier begütert, später die Abtei Selz. 1474 kam die Gemeinde in den Besitz des Bistums Strassburg. Was jedoch dem Namen des Dorfes einen dauernden Platz im Buche der elsässischen Geschichte eintrug, war die Schlacht, die im Jahre 1525 hier stattfand.

Die grosse, unter dem Namen «Bauernkrieg» bekannte Bewegung wirtschaftlich-sozialer Natur, die Ende des 15. Jahrhunderts ihren Anfang genommen und rasch viele Sympathien, nicht allein bei den Bauern, gewonnen hatte — wie gemässigt waren doch die zwölf Artikel der vielfach in Not und Unfreiheit lebenden Bauern — artete im Mai 1525 in wilde Empörung aus. Im Elsass wälzte sich der Brand vom Sundgau aus nach Norden, alles auf seinem Wege vernichtend, bis er im Blute der Führer und Geführten erstickte. «. . . Im Dorfe Winkel fing die Bewegung an und wuchs, einer Lawine gleich, um Tod und Verderben über das ganze Elsass zu bringen. Mit fliegenden Fahnen und lautem Trommelschlag, unter dem unheimlichen Läuten der Sturmglocken, zog der «helle Haufe» der Bauern, der täglich neue Zuzüge erhielt, durch das geängstete Land. Die stolzen Ritterburgen, die das Gebirg krönten, wurden mit stürmender Hand gewonnen und zerstört; die reichen Klöster und Abteien im flachen Lande eingenommen und rein ausgeplündert; alles flüchtete in die festen Städte, aber auch dort gab es keine Sicherheit mehr.» So erzählt der elsässische Geschichtsschreiber Julius

Rathgeber, ehemals Pfarrer in Ernolsheim bei Zabern, in seinem Buche «Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg» (Strassburg 1876, 80).

Am 15. Mai 1925 hatten bei Frankenhausen in Thüringen achttausend Bauern das Leben gelassen. Ihr Führer, der wilde Schwärmer und fanatische Mordprophet Thomas Münzer, der einmal gerufen: «Lasst euer Schwert nicht kalt werden vom Blut», wurde hingerichtet. Einen Tag nachher wurden bald ebenso viele bei Lupstein überwältigt, verbrannt, vernichtet, darauf dreimal so viele bei Zabern niedergemacht. Noch ein Blutbad bei Scherweiler. Dann war es aus.

Folgen wir in der Schilderung der Ereignisse dem lothringer Historiker, dem Benediktiner Dom Calmet (Histoire ecclésiastique et civile 1728, Bd. II, 1152). Er sieht allerdings in dieser Bewegung nur die religiös-kirchliche Seite und nennt die aufrührerischen Bauern einfach «Luthériens».

Herzog Anton von Lothringen hatte 2000 Mann ausgehoben. Die Armee seines Bruders, des Prinzen Claude de Guise, war 8000 Mann stark. Sein Bruder, Prinz François de Vaudémont, viele andere geistliche und weltliche Herren brachten ihre Truppen. Es war eine bunt zusammengewürfelte Armee: «Albanois», nach Dom Calmet Schottländer benannt, weil sie wie die Albaner das Wandern liebten, dann «Stratiots» (griechisch Stratiotes = Soldat) «hommes d'armes ou cavaliers», «archers» (Bogenschützen), «coûtelliers» (die die coùtille, einen langen Dolch trugen), deutsches Fussvolk, Italiener, Spanier und die von drei italienischen Kapitänen geführte «aventuriers Lorrains».

Am 5. Mai marschierte die Armee von Nancy ab, am 8. wurde zu Vic ein Kriegsrat gehalten. Graf Reinhard von Bitsch brachte schlechte Kunde. Alle seine Untertanen bis auf sechs waren ihm davongelaufen. Auch die anderen Herren der an Deutschland grenzenden Gebiete äusserten ihre Besorgnis. Ein Parlamentär, der einen Brief des Bauernführers Erasmus Gerber überbrachte, wurde wegen Majestätsbeleidigung verurteilt und in Nancy geköpft.

Am 15. Mai brach die Armee auf. Man wollte gegen «Herbushem» (Herbitzheim) marschieren, um die dort lagernden Bauern zum Kampf herauszufordern. Auf die Kunde hin, dass sie abgezogen

seien, rückte man gegen Saarburg vor. Unterwegs stiessen einige Kompagnien Landsknechte, italienische Bogenschützen, Truppen aus dem Herzogtum Anjou und der Grafschaft Maine zum Heere, ferner die «aventuriers François».

In Saarburg, wo man erfuhr, dass die Bauern Zabern genommen hatten, waren die Führer zunächst nicht einig, ob man in der Verteidigungsstellung bleiben oder über das Gebirge vorrücken solle. Die, die mit den Bauern den Kampf aufnehmen wollten, siegten. Die überflüssige Bagage wurde in Hessen bei Saarburg gelassen «avec les femmes et les filles des Lansquenets». Um Mitternacht des 15. Mai brach die Vorhut der Prinzen de Guise und de Vaudémont von Saarburg auf, um vier Uhr morgens folgte der Herzog mit der Hauptarmee.

Als am 16. Mai von St. Johann und Steinburg aus über den «Mont des Martyrs» (Martelberg) der Angriff aus Zabern begann, traf die Kunde ein, dass ein Haufe Bauern, der der Stadt zu Hilfe kommen wolle, bei dem Dorfe «Loupestein» an der Strasse nach Strassburg etwa zwei Stunden von Zabern lagere. Alsbald rückten die beiden Brüder des Herzogs mit Landsknechten, Albanern, Italienern und einigen Geschützen vor. Die Bauern hatten sich in der Nähe des Dorfes bei einem Walde festgesetzt. Um ihr Lager hatten sie Wagen und «mantelets», Schutzdächer aus Bohlen, die durchbohrt waren, aufgestellt, durch die sie schauen und schiessen konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

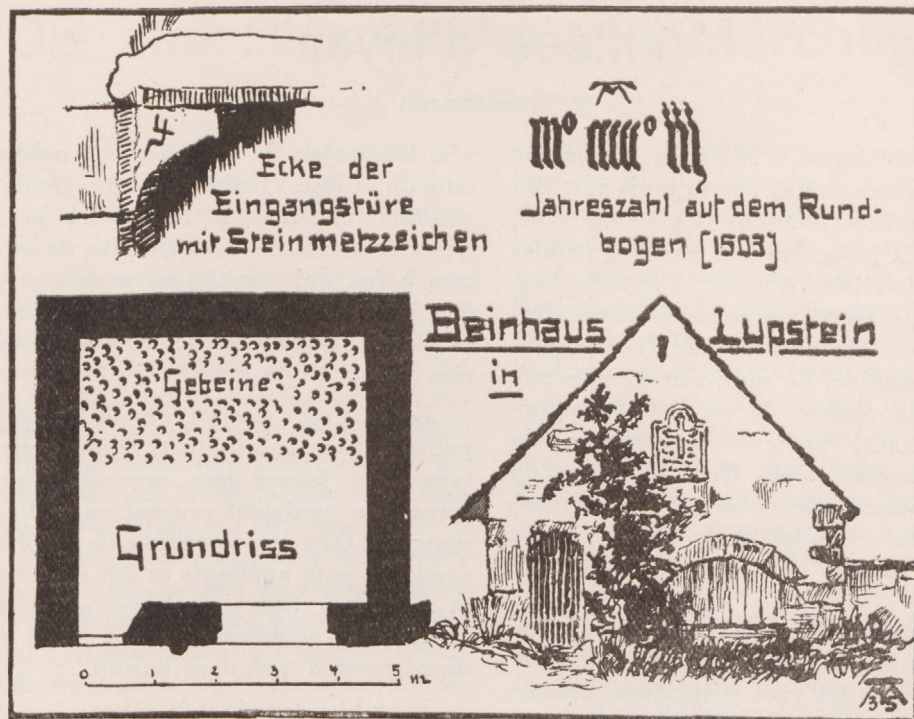
Angriff und Einbruch in das Lager waren so ungestüm, dass die Bauern sich nach dem Dorf zurückziehen mussten. Es war sehr gut befestigt, mit Gräben umgeben und verbarrikadiert. Der Graf von Vaudémont folgte ihnen mit dem Fussvolk und hielt allein ihrer Wut stand. Als sein Bruder ihn in Gefahr sah, liess er Feuer an die Hecken, Pallisaden und Wagen legen, die den Bauern als Schutzwehr dienten. Sie schienen in Verwirrung zu geraten, dann setzten sie sich aber immer wieder von neuem zur Wehr und wichen nicht. Zahl und Verzweiflung ersetzten Erfahrung und Uebung. Lange dauerte der Kampf, immerzu rückten Verstärkungen aus dem Dorfe an. Endlich durchbrach die lothringische Reiterei in einer Breite von zehn bis zwölf Reitern Pallisaden und Wagen, drang in das Dorf ein und unterstützte das Fussvolk derart, dass der Feind genötigt wurde, sich in die Umgebung der Kirche und in das Gebäude selbst zurückzuziehen. Da er den Kampf fortsetzte und hartnäckig die Uebergabe verweigerte, wurde das Dorf an den vier Ecken in Brand gesteckt. Bald erreichten die

Flammen die Kirche, die ganz verbrannte mit allen, die sich in sie zurückgezogen hatten. Die Zahl der Toten betrug nach Dom Calmet fünf bis sechstausend ohne die Einwohner, die in ihren Häusern umgekommen waren. Das war die Schlacht von Lupstein, der das Blutbad von Zabern folgte, das wahrlich keine Helden- und Ruhmestat des Herzogs und seiner Armee war.

Heute ist Lupstein ein Bauerndorf, das im Gegensatz zu vielen anderen unserer Landgemeinden den elsässischen Charakter wenigstens äusserlich gewahrt hat. Leider haben auch hier die Bewohner die schöne Tracht ihrer Ahnen abgelegt. Die Schlaufkappen mit ihren farbigen Bändern, die bunten, langbefranzten Halstücher, die bestickten Mieder, die blumendurchwirkten Schürzen, die wetterfesten Röcke sind verschwunden. Noch aber zeugen viele Anwesen mit ihren stattlichen, durch unverputzte und unverschändete Fachwerkwände belebten Gebäuden, ihren mächtigen Hoftoren, ihren liebevoll gepflegten Blumen, Büschen und Bäumen von gesundem, altererbtem Bauernstolz und wohlberechtigtem Erhaltungswillen.

Mitten im Drofe, auf dem hochgelegenen Kirchhofe steht die Kirche, neben ihr das Beinhaus, wohl der einzige Zeuge des Ringens an jenem verhängnisvollen Maimorgen. In der Gegend wird dieses Ossuarium «Beinerhiesel» genannt, eine Bezeichnung, die wir auch in Lothringen in der Gegend von Saarlalben finden. S. Bour, der über die Beinhäuser Lothringens eine umfangreiche und für das Studium dieser Bauten sehr wertvolle Arbeit geschrieben hat (Jahrb. d. Ges. f. Lothr. Gesch. u. Altertumsk. 1905, 1 ff.), kennt kein solches Bauwerk aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert. Er schreibt, dass nur wenige eine Jahreszahl tragen. In Lupstein haben wir eine solche. Es ist die in gotischen Minuskeln eingehauene Zahl 1503. Deshalb ist auch die mancherorts geäusserte Meinung unhaltbar, dieses Beinhaus sei eigens für die Gebeine der im Lupsteiner Kampfe Gefallenen erbaut worden. Es mag auffallen, dass diese Zahl nicht in der Mitte des Rundbogens steht, sondern seitwärts. Doch ist hierfür ein ganz natürlicher Grund zu finden. Der Bogen ist nicht durch ein Mittelstück abgeschlossen. Es sind gewissermassen zwei Schlusssteine vorhanden, die sich in der Bogenmitte treffen. Aus technischen Gründen wollte oder konnte man die Jahreszahl nicht rechts und links der Fuge setzen.

Der einfache, im Grundriss etwa 6 m auf 6 m messende Bau birgt in dem stark nach hinten abfallenden Inneren eine grosse Menge aufgeschich-



teter Gesteine. Sein Satteldach fällt nicht nach vorn und hinten ab, wie es oft bei diesen Bauten in Lothringen vorkommt, sondern nach beiden Seiten. In das Innere führt eine schmale nur 75 cm breite Tür in der Giebelwand. Daneben befindet sich eine aussen 1,90 breite und 1,10 m hohe, halbkreisförmige Oeffnung, die mit Brettern verschlossen ist. Sie ist im Innern nicht dem äusseren Bogen entsprechend abgeschlossen, sondern mit horizontal gelegten Holzbalken. Es ist schwer zu sagen, wozu diese Oeffnung diente. War sie vielleicht dazu bestimmt, in gewissen Fällen das Einbringen von Leichen oder Särgen zu ermöglichen oder zu erleichtern? Bemerkenswert ist, dass sich zwischen Tür und Oeffnung ein steinernes Weihwasserbecken befindet. Der Gebrauch gesegneten Wassers hat sich im Begräbniswesen von der frühchristlichen Zeit bis in die Gegenwart erhalten als Schutz- und Abwehrmittel gegen böse Geister (*ne daemones, qui multum aquam benedictam timent, ad corpus accedant*). Wie die Lebenden sollten auch die Gebeine der Toten vor den Dämonen geschützt werden. Neben dem Becken und wie dieses durch das wild wuchernde Gesträuch verdeckt ist seltsamer Weise ein kleiner Ammonit eingemauert. Was mögen sich

wohl die gedacht haben, die dieses versteinerte Tier gerade hier neben dem Weihwasserkessel anbrachten? Solche Ammoniten, deren Familie in über viertausend Arten vertreten sind, kommen vielfach in der Gegend vor. Ich fand deren vor vielen Jahren in den Kalksteinbrüchen von Dettweiler zusammen mit anderen fossilen Tieren wie der gekrümmten Habichtsmuschel (*Gryphaea arcata*), Teilen des Medusenhauptes (*Pentacrinus basaltiformis*) u. a.

Auf einer Steintafel an der Giebelwand, umrahmt von einem Lorbeerkranz, befindet sich ein Kreuz inmitten der Inschrift: «Sterblicher denk an's Sterben. Heute an Mir Morgen an dir. Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke für die verstorbenen zu Beten. II Mach. XII 46 R. i. p. 1818.» Leider ist das Gebäude in schlechtem Zustande und dem Verfall nahe. Wenn es sich auch nicht um ein hervorragendes historisches Monument handelt, so ist es immerhin als Denkmal der Kämpfe vor vierhundert Jahren der Erhaltung wert. Als ich das Lupsteiner «Beinerhiesel» letzthin besuchte, lag ein Blumenstrauss auf den aufgeschichteten Gebeinen. Die grünrote Schleife trug in Goldbuchstaben die Inschrift: «Jungfront. 1525—1936».

Veillées d'hiver

V. Kuentzmann

Lorsque les colchiques d'automne, à couleur violacée, ouvrent leurs calices sur le tapis vert des prés, et que les arbres pleurent des larmes d'or, alors commençaient jadis dans les localités rurales les traditionnelles veillées d'hiver. A cette saison le disque solaire disparaît déjà de bonne heure derrière les hauteurs vosgiennes souvent recouvertes d'un manteau d'hermine. La nuit, venant sans crépuscule, couvre doucement de son ombre mystérieuse et bienfaisante la terre somnolente. Un calme profond descend alors dans la vallée où s'abrite la population fatiguée des travaux champêtres. C'est l'heure d'aller à la veillée, fixée d'avance par la famille qui ouvre la première séance.

Ici et là des portes s'ouvrent et se referment, des clés grincent dans les serrures, et les personnes invitées cheminent dans les rues silencieuses comme des ombres mouvantes vers la maison du rendez-vous. Il faisait froid et la bise cinglait les visages. Aussi nos hôtes étaient-ils bien contents de trouver dans la ferme un bon feu de bûches dans l'âtre. Afin de pouvoir mieux travailler pendant la longue soirée, plusieurs parmi les frileuses avaient apporté leur chaufferette. Joignant l'utile à l'agréable, les femmes et les jeunes filles filaient sur le rouet le chanvre et le lin, récoltés pendant l'été. Et pendant que les rouets ronflaient, les langues, pas plus que les mains des fileuses ne restaient inactives. A la lueur de la lampe à l'huile, suspendue au coin de la cheminée, ou bien encore d'une chandelle de suif, fixée sur un chandelier de bois, fournie par chacune des veilleuses à tour de rôle, on se communiquait les nouvelles apprises pendant la jour-

née, les projets de mariage, sans oublier les tristes faits du village. Quelquefois une vieille grand-mère racontait une légende, des contes de fées, des histoires de sorcières, de revenants, de sottrées, d'hommes à feu qui terrifiaient grands et petits et les faisaient rêver pendant la nuit. A l'ordre du jour se plaçaient aussi des devinettes qui faisaient bien rire la société.

Les hommes, tout en fumant leur pipe, parlaient politique ou racontaient leurs campagnes militaires. Les jeunes gens, occupés à quelque menu travail, se perdaient souvent en railleries ou plaisanteries. Dans le programme de la soirée figuraient aussi des jeux amusants et des chansons anciennes et modernes. S'il y avait un musicien parmi les convives, on se donnait à cœur joie à une partie de danse jusqu'à tard dans la nuit.

Pour bien terminer la séance, la patronne de la maison servait un vin chaud ou un petit verre de kirsch. Elle y ajoutait des pommes et des noix et de la pâtisserie de sa propre fabrication comme gâteaux, beignets et le traditionnel kougelhopf. Souvent on cherchait aussi un morceau de viande fumée dans la cheminée.

On voit souvent peinte sur des plats de pâtés, comme scène amusante, une sortie de veillée, due au pinceau d'un artiste alsacien. Au clair de lune, des jeunes filles, coiffées du nœud alsacien, le rouet sous le bras, sont attaquées par des jeunes gens à coups de pelotes de neige. Tandis que quelques-unes se sauvent éperdument, d'autres ripostent hardiment avec les mêmes projectiles en riant de bon cœur.



Die alte Pfarrkirche von Mörchingen

Von Pierre Paulin

«Unbekanntes Lothringen», so benannte sich kurz nach dem Waffenstillstande ein schlichtes Buch, welches das Moseldepartement einem grösseren französischen Leserkreise erschliessen wollte. Unbekanntes Lothringen! Der Titel war nicht zu Unrecht gewählt, denn ein grosser Teil des Landes, den die Industrie noch nicht erfasst hat, liegt still und verschwiegen in den Falten oder an den Halden des weitausladenden Hügellandes, das sich zwischen Saar, Seille, Mosel und Nied erstreckt. Viele Dörfer und Flecken halten sich gleichsam von den Eisenbahnlinien, die das Land durchqueren, fern, als läge ihnen nicht daran, mit der Aussenwelt in Berührung zu kommen. Wer dann aus dem lachenden Elsass kommt und aus dem Zugfenster, besonders zwischen Saarburg und Metz, das weite, wellige Ackerland sieht, in dem neben geduckten Dörfern nur dunkelnde Buchenwälder auftauchen, den beschleicht ein eigentümliches Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit. Und doch hat dieses einsame Lothringen seine Bewunderer und begeisterte Schilderer gefunden, wie sie kaum eine zweite französische Provinz aufzuweisen hat, einen Barrès, einen Louis Bertrand, einen Bazin. Vielleicht hat Bertrand etwas zu bitter geurteilt, wenn er irgendwo sagt «La Lorraine est un grand pays triste». Dieser traurige Zug, der über dem Lande liegt, ist vielfach nur scheinbar; es ist eher eine gewisse Herbeheit, eine gewisse Verslossenheit, welche das Land ausatmet, bedingt durch die Schwere des Bodens und die Tragik seiner Geschichte. Wenn im Sommer die Sonne über die Lothringer Hochebene flutet und Wald, Weide und Ackerland in freudige Helligkeit taucht, wenn sich dann ein klarer, blauer Himmel fast endlos über die Hügelwelt spannt, so tritt alles Traurige und Herbe in der Landschaft zurück. Eine wohlige Verträumtheit liegt dann über Hügel und Tal, und wie kaum anderswo dehnt sich die Hochebene in einem Schimmer und Glaste aus, der von seltenem Zauber und Wirkung ist.

Heute wollen wir in diesem unbekanntem Lothringen Rast halten. Von der Landstrasse, die von Grosstänchen nach Château-Salins führt, schweift unser Blick weit, weit in die Runde. Wir stehen am Schwedenkreuz, wo sich jäh zwischen Reben ein Fusspfad nach Mörchingen zu hinabsenkt, das freundlich und versonnen in weiter Talmulde liegt. Vor uns, nach Süden gerichtet, liegt Baronville, dessen spitzer Kirchturm über die stumpfen, roten

Dächer zu uns herübergrüsst. Gehst du nun weiter, dort wo die Landstrasse links gemächlich in den städtischen Flecken abbiegt, so tut sich hügelab gen Château-Salins ein weites, grünes Ackerland auf, aus dem hie und da wie verstohlen die flachen, roten Dächer einzelner zerstreuter Dörfer hervorlugen. Das ist das Lothringer Schlachtfeld des Weltkrieges! Hier tobte im August 1914 die Mörchinger Schlacht. Die Spuren dieses Völkerringens sind fast alle verwischt; nur Friedhöfe reden davon. Wie einst träumen die Dörfer wieder ihren ländlichen Sommertraum; blaue Rauchfahnen wehen aus den Schornsteinen; golden und schwer wogen die Weizenfelder; friedlich weiden Pferde und Kühe in den satten, saftigen Wiesen. Auch das alte Städtchen Mörchingen liegt heute wieder still und stumm abseits von der grossen Landstrasse, als wäre es an dem gewaltigen Zeitgeschehen unbeteiligt gewesen. Und doch hat es nicht nur in der Gegenwart seine Geschichte, sondern auch in der Vergangenheit. Ein altersgrauer Zeuge weiss uns manches davon zu erzählen: der Turm der Pfarrkirche St. Peter und Paul, den wir trotzig und wuchtig über die niedern Stadtdächer hinweg zu uns heraufgrüssen sehen. Ihn meinte sicherlich unser lothringischer Dichter Abbé François, der verblichene Pfarrherr von Baronville, als er in seinem Gedichtbände «L'Âme de Lorraine» von den alten Lothringer Glockentürmen sang:

Moussu, noirci, couvert de rides,
Clocher tout vieux, mais murs solides,
Et toujours droit, malgré le temps!
Beau vieillard lorrain, narguant l'âge,
Energique, et dont le visage
Est basané par les antans.

Dieser Kirchturm und diese Kirche hier im unbekanntem Lothringen, die so unvermutet in ihrer herrlichen gotischen Gestalt den Fremdling grüsst und ihn erstaunt aufblicken lässt, wissen wirklich mancherlei aus ferner Vergangenheit zu berichten. Wie die Stadt wären auch sie beide beinahe dem Kriegsbrande zum Opfer gefallen, doch ein gnädiges Geschick hat sie davor bewahrt.

Willst du nun Näheres darüber wissen, so begleite mich talab in die Stadt zum gastfreundlichen Pfarrhaus, das im Schatten des alten Gotteshauses liegt. Hier lassen wir uns, sei es in der Studierstube, sei es im Garten bei einem prickelnden Tropfen

Vin gris oder einem wärmenden Schluck echten Mirabells neben dem greisen Pfarrherrn nieder, um aus seinem Munde das Gewünschte zu erfahren. Doch der würdige Erzpriester, Abbé Paul Brech, wird nicht viele Worte machen, sondern uns stillschweigend, doch leuchtenden Auges die kleine, aber prächtige Monographie in die Hand drücken, in der er die Schicksale und die Schönheiten seiner Kirche geschildert und zu gleicher Zeit eine lehrreiche und fesselnde Ortsgeschichte geboten hat. *)

«Die Kirche von Mörchingen ist eines der seltenen schönen Denkmäler gotischer Baukunst der Diözese Metz. Sie stammt aus der Anfangszeit der Spätgotik und hat in ihrer Gesamtheit die Kennzeichen bewahrt, die ihr historisches und archäologisches Interesse darstellen und ihr ohne Zweifel ein besonderes Gepräge verleihen. Schon im letzten Jahrhundert, vor 1870, hatte die französische Regierung sie als geschichtliches Denkmal klassiert. Sie ist den hl. Aposteln Petrus und Paulus geweiht.

Zu Beginn des Weltkrieges, beim französischen Vormarsche in der Lothringer Schlacht, am 19. August 1914, stand die Kirche unter dem Feuer der 75er Haubitzen und der Zuckerhutgranaten. Glücklicherweise verursachten diese nur leichte Schäden. Da die Nähe der Front und die mögliche Gefahr einer Offensive die Kirche einer eventuellen Zerstörung aussetzten, wie so manche andere Kirchen während des Krieges, kam mir der Gedanke, sie in allen ihren Einzelheiten zu photographieren, um so im Falle einer Vernichtung die Erinnerung daran und ihre genaue Wiedergabe zu bewahren. Diesen Plan konnte ich mit der freundlichen Unterstützung meines Freundes seligen Angedenkens, des Pfarrers François von Baronweiler, ausführen. Da wir aber in der Kriegszone lebten, bedurfte ich zum Photographieren im Freien einer Genehmigung des Strassburger Militäroberkommandos. Oberstleutnant Lohmann von der Mörchinger Kommandantur erlangte diese für uns für den Monat November 1917, jedoch unter der Bedingung, die Aufnahmen unter der Aufsicht eines Feldgendarmen vorzunehmen. Dieser uns amtlich beigegebene Mann war wohlwollend und zugänglich.» Wie nun Erzpriester Brech weiter berichtet, wuchs mit dem Photographieren auch sein geschichtliches Interesse an dem Bau, und allmählich reifte der

Gedanke in ihm, die Geschichte seiner denkwürdigen Pfarrkirche zu schreiben. Diese Aufgabe ist ihm nach langen, reiflichen Vorarbeiten vollauf gelungen, und sein Werk über St. Peter und Paul von Mörchingen ist ein äusserst aufschlussreicher und dankbarer Beitrag zur Lothringer Ortsgeschichte geworden. Mit Recht kann man das schöne Buch eine «Reise um die Mörchinger Pfarrkirche» nennen. Der erste Teil gibt uns einen eingehenden geschichtlichen Ueberblick über den Standort und die Entstehung der alten gotischen Kirche, über deren Entwicklung bis zur Gegenwart und im Zusammenhange damit über das religiöse Leben der Mörchinger Pfarrei.

Ursprünglich eine römische Kolonie, wurde Mörchingen wie so viele andere lothringische Ortschaften später eine fränkische Niederlassung, die jedoch auf der Höhe und nicht in der Mulde lag. Hier im «Kirchgarten», wie der Platz heute noch heisst, erhob sich aller Wahrscheinlichkeit nach über einem römischen Heiligtum auch die erste Kirche. Als dann im 12. Jahrhundert die Grafen von Salm Herren von Mörchingen wurden, das sich allmählich am Fusse der Höhe zu einer Stadt entwickelt hatte, liessen sie innerhalb der neuangelegten Mauern und neben ihrem Residenzschlosse auch ein neues Gotteshaus errichten. Ob das alte Gotteshaus dem Zerfall anheimfiel oder durch feindlichen Einfall zerstört worden war, lässt sich leider nicht mehr feststellen. Ende des 14. oder wahrscheinlicher Anfang des 15. Jahrhunderts (die Daten schwanken) wurden Stadt und Kirche durch einen Brand vollständig zerstört, eine Tatsache, die seit dieser Zeit in der Ueberlieferung Mörchingens lebendig geblieben ist und noch jedes Jahr durch die sogenannte Feuerprozession am 2. Juli gefeiert wird. Auf den alten Ruinen erstand nun 1421, wie Brech treffend anhand der erhaltenen Dokumente nachweist, die jetzige Kirche, ein schöner spätgotischer Bau, der jedoch im Laufe der Zeit noch mancherlei Wandlung erfahren sollte.

Vergleicht man den ehemaligen Bezirk Deutschlothringen, das heutige Moseldepartement, mit dem Elsass, so muss man feststellen, dass jenes ärmer an geschichtlichen Denkmälern ist als dieses. Lothringen besitzt jedoch immerhin einige baugeschichtliche Kleinodien, die sich neben den elsässischen sehen lassen dürfen. Wir erinnern an Finstingen, Vic, Sierck, wir erinnern an das prächtige Gotteshaus in Münster bei Albesdorf, das wie ein Dom Dorf und Flur überragt. Zu diesen Denkmälern lothringischer Vergangenheit gehört auch die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Mörchingen. Seit

*) Paul Brech, L'Eglise Saint Pierre et Saint Paul de Morhange. Aperçu historique, religieux et architectural. Paris 1935. Desclée de Brouwer et Cie. Editeurs. p. 184. Pr. Frs. 12.—. Das Buch ist auch erhältlich beim Verfasser Abbé Paul Brech in Mörchingen und wird gegen Einsendung von 12,85 Frs. auf dessen Postscheckkonto c/c 12236 Strassburg dem Besteller franko zugesandt.



Die alte Pfarrkirche von Mörchingen

dem 15. Jahrhundert hat sie böse Zeiten, so auch den Dreissigjährigen Krieg, in ihrem Grundplan überdauert und trotz der allmählich notwendig gewordenen Reparaturen im wesentlichen ihren ehrwürdigen ursprünglichen Charakter bewahrt. Der alte, baufällig gewordene Turm wurde 1749 durch einen neuen ersetzt und das Schiff zur selben Zeit vergrössert, da Mörchingen sich im 18. Jahrhundert zu einem bedeutenden Marktflecken entwickelt hatte. Turm und Portal wurden im Stile des 18. Jahrhunderts ausgeführt, während der Innenraum gotisch blieb. Von kleineren Aenderungen abgesehen behielt die Kirche so ihre innere und äussere Gestalt bis 1889. Abbé Nicolaus Kremer, ein tatkräftiger und einsichtiger Mann, war 1885 Erzpriester von Mörchingen geworden. Er sah die Notwendigkeit einer umfassenden Restaurierung seiner Pfarrkirche, deren ganze Nordseite von eindringendem Wasser bedroht war, ein und verstand es durch seine ausgezeichneten Beziehungen mit den militärischen und Regierungsbehörden, die notwendigen Gelder zu diesen Wiederherstellungsarbeiten zu erlangen, die nun unter der Leitung des bekannten Metzger Domarchitekten Tornow ausgeführt wurden. Es würde hier zu weit führen, besonders wenn man den Plan der Kirche nicht vor Augen hat, auf die Aenderungen und Umbauten einzugehen, die die Mörchinger Pfarrkirche erlitten hat. Mit Recht bemerkt dazu der jetzige Pfarrherr, der selbst das prachtvolle Gotteshaus seit fünfundzwanzig Jahren

betreuen durfte: Die Meister der Kritik haben bemerkt, dass manche bauliche Umänderungen, die während der grossen Kirchenrestaurierung von 1889 bis 1911 vorgenommen wurden, sie skandalisiert haben. Diese Kritiker gehen von dem Grundsatz aus, dass eine als historisch klassierte Kirche ein veraltetes Gotteshaus geworden sei, das nur als Schaustück dienen darf und deshalb immer sorgfältig unterhalten werden muss, damit es von den Kunstfreunden und Kunstkennern bewundert werden kann. Solange nun aber Kirchen, selbst wenn sie klassiert sind, für den Gottesdienst bestimmt sind, müssen sie vor den Forderungen der Kunst den Bedürfnissen des Kultus und der Gläubigen angepasst sein. Uebrigens sind die Meinungen über die Wiederherstellung der alten Kirchen geteilt und haben im 19. wie im 20. Jahrhundert oft gewechselt.» Mit Pfarrer Brech kann man ruhig behaupten, dass die von Erzpriester Kremer durchgeführte Gesamtrestaurierung der Kirche ein glückliches und schönes Werk darstellt. Diesen Eindruck gewinnt jeder, der einmal nach Mörchingen kommt und die prächtige Pfarrkirche besucht und betrachtet.

Ehrendomherr E. Kieffer, der in einem zweiten Teile der vorliegenden Monographie mit feinem und gediegenem Kunstverständnis den architektonischen Teil behandelt, stellt mit Recht fest, dass der in die Nähe der Kirche kommende Besucher über deren imponierendes Aussehen und malerische

Mannigfaltigkeit in Staunen gerät. «Die kurzen, moosbewachsenen Strebepfeiler, die gotischen Fenster, das Gesims des breitausladenden Daches mit seinen Wasserspeiern, die breite Fassade des 18. Jahrhunderts mit ihrer Spitze und ihrem Glockenturm erregen sofort seine Neugierde und fesseln seine Blicke.» Tritt man dann in die Kirche selbst ein, so umfängt einen der mystische Zauber mittelalterlicher Gotteshäuser. Das Hauptschiff, das sein Licht durch die Fenster der zwei tiefer gelegenen Seitenschiffe empfängt, liegt in einem seltsamen, zur Andacht stimmenden Halbdunkel, aus dem der Blick zu dem helleren Chor und der polygonalen Apsis mit den seitlich angebauten Kapellen vordringt. Man kann nicht umhin zu behaupten, dass die Wiederherstellungsarbeiten unter Tornow den Stilcharakter der einzelnen Teile, der aus einer Mischung von Hochgotik und Spätgotik besteht, in glücklicher Weise gewahrt haben, so dass der Gesamteindruck des Kircheninnern sich recht vorteilhaft auswirkt und den Besucher mit Befriedigung erfüllt. Die Kirche von Mörchingen erfreut jedoch den Kenner nicht allein durch ihre bauliche Eigenart, die sie mit Recht unter die Kleinodien der kirchlichen Baukunst in der Diözese Metz zählen lässt, sondern auch durch einige Kunstwerke, die noch heute allgemeine Bewunderung hervorrufen. Wir denken hier an die zwei herrlichen Statuen, die die Kirche heute noch zieren, und von denen die eine die hl. Jungfrau und die andere die hl. Barbara darstellt.

Die erstere Feuerjungfrau (Vierge du feu) oder auch Unsere Liebe Frau mit der Kohle (Notre Dame au charbon und Notre Dame brûlée) genannt, ist ein Meisterwerk, das aufs engste mit der Geschichte Mörchingens verknüpft ist. Erzpriester Brech erzählt uns davon in einem besonderen Kapitel. Als die Stadt und die Kirche 1401 zum ersten Male abbrannten, hatten die Mörchinger Bürger feierlich gelobt, jedes Jahr am 2. Juli, dem Feste Heimsuchung Mariä und dem Jahrestage des Brandes, eine öffentliche Prozession abzuhalten, in der die besagte Statue feierlich herumgetragen würde. Dieser fromme Gebrauch hat sich durch die Jahrhunderte erhalten, und als im Jahre 1501 ein zweiter Brand einen grossen Teil der Stadt «mit Ausnahme der Kirche, des Schlosses und dreier Häuser» zerstörte, schrieb der Volksmund diese Zerstörung der in diesem Jahre unterlassenen Prozession zu. Selbst ein im Jahre 1739 erlassenes bischöfliches Verbot vermochte nicht, die Mörchinger dem altergebrachten und liebgewordenen Gebrauche zu entfremden, und so bewegt sich denn noch jedes

Jahr am Sonntage nach dem Feste der Heimsuchung Mariä mit grossem Pomp und unter regster Beteiligung der ganzen Stadt die Feuerprozession unter dem Schutze der «Feuerjungfrau» durch die Gassen Altmörchingens. Diese «Feuerjungfrau» wird von M. P. Deschamps, dem Leiter des Museums für vergleichende Bildhauerkunst in Paris, folgendermassen gewertet. «Die wunderbare Jungfrau mit dem Kinde von Mörchingen ist ein sehr schönes Werk des 14. Jahrhunderts, das neben die Schöpfungen der Bildhauer gestellt werden muss, die an der Westfassade des Strassburger Münsters gearbeitet haben.» Deschamps vergleicht sie in mancher Einzelheit mit den klugen und törichten Jungfrauen des Münsters und betont, dass sie den Vergleich mit den schönsten Schöpfungen der Münsterhütte aushalte.

Nicht minder interessant ist die Statue der hl. Barbara, die zwischen 1370 und 1420 zu datieren ist und ebenfalls ihrer Ausführung wegen einen hohen Kunstwert besitzt. Weist die erste Statue auf die rheinisch-elsässische Schule, so die hl. Barbara auf einen Meister aus der Champagne, der vielleicht in der Domhütte von Toul gearbeitet hat.

So könnten wir anhand des Buches von Brech noch manches über die Kirche von Mörchingen erzählen. Der Verfasser wollte uns jedoch nicht allein mit der Kirche als solcher bekannt machen, sondern auch nachweisen, welche Rolle sie im Leben der Bürger durch die Zeiten hindurch gespielt hat. So erfahren wir noch vieles aus dem Leben der Pfarrei, über die Glocken, den Friedhof, die Mittel zu ihrer Unterhaltung und die in ihr wirkenden kirchlichen Bruderschaften. Wir erleben mit ihr die Grosse Revolution und lassen dann bis zu unseren Tagen die einzelnen Pfarrherren in ihrer Tätigkeit an uns vorüberziehen. So runden sich die vielen Kapitel zu einem lehrreichen Gesamtbilde ab, aus dem so recht der fromme Geist der alten lothringischen Landbevölkerung hervorleuchtet, die durch die Jahrhunderte hindurch trotz vieler Kriegswirren treu an ihrem Glauben und ihren Sitten festgehalten hat. Eine reiche und durchwegs gute Illustration belebt das Buch.

Erzpriester Paul Brech hat mit diesem Werke nicht nur ein Heimatbuch im engeren Sinne geschaffen, sondern auch einen kunsthistorischen Beitrag zur religiösen Baugeschichte Lothringens geliefert, der über rein örtliches Interesse hinausgeht und dazu dienen wird, das stille verschwiegene Lothringen der Hochebene, das so wenig von sich selbst zu reden pflegt, über seine Grenzen hinaus bekannt zu machen.

Meine Freundschaft mit einer alten Frau

Eine Erzählung aus der Schule eines Grosstadtapostels von Alfons M. Scherer

I.

Fast immer, wenn meine Gedanken in die alte elsässische Heimat wandern, in der ich geboren und aufgewachsen bin, taucht mir unter den Menschen dort, mit denen ich in Treue verbunden war und verbunden bleibe, die Gestalt einer alten Frau aus dem Volke auf, deren schlichter Grösse ich immer wieder gedenken muss.

Es war zu Strassburg in den frohen Tagen, in denen Karl Sonnenschein die akademische Jugend mit der ihm eigenen Kraft und Glut für seine grossen Gedanken zu werben begann. Auf den engen Stufen eines verwahrlosten Hinterhauses stieg ich, ein junger Student, im Dienst des akademischen Vincenzvereins zu zwei ärmlichen Stuben empor. Ich sollte dort zwei alte Leute übernehmen, deren bisherigem Pfleger der schwierigere Fall einer Mischehe zugewiesen worden war. An der Tür empfing mich eine kleine Frau, wohl 70 Jahre alt, in ärmlich sauberer Kleidung, eine kräftiggedrungene, bewegliche Gestalt, ein Gesicht, durchfurcht von Gram und Entbehrung, mit scharfer Nase und herbem, schmalem Mund, das spärliche, graue Haar in einen strengen Knoten zurückgekämmt. Aber in diesem Gesicht voll Kummer und Not standen zwei kleine Augen, so klug, so lebendig, so froh und später oft selbst voll Uebermut, dass in der ganzen armen Gestalt der Eindruck der Kraft und des Lebens den der Not und des Leidens stark überwog. An der Wand stand neben dem Ofen ein schmales Bett, in dem der um einige Jahre jüngere Mann, seit Jahren gelähmt, sein Opferdasein lebte und der treuesten Pflege genoss.

Der Empfang war heiter, aber befangen. Die beiden Alten waren enttäuscht über den Wechsel ihres Betreuers; und sie schüchtern mich ungewollt ein durch die warme und sichtlich betrübte Anerkennung, die sie meinem Vorgänger zollten. Ich kann daher nicht sagen, dass unsere erste Unterhaltung vielversprechend war. Das aber weiss ich noch wohl, dass ich bald den lebhaften Wunsch empfand, ich möchte auch mir im Lauf der Zeit eine solche Anerkennung verdienen.

Ganz sauber waren die Stübchen nicht, wo wir nun am Bett des Gelähmten sassen. Die Kraft der alten Frau reichte nicht aus, neben der schweren Pflege des Kranken noch täglich zu scheuern. Aber das Mögliche hat sie immer getan. Ein altes Sopha,

ein Tisch davor und ein paar Stühle vollendeten die Einrichtung des Zimmers, die Hinterstube enthielt neben Bett und Herd nur ein Tischlein nebst Sessel und Schemel am Fenster dem trüben Hof zu. Dieser dämmrige Winkel ist das Plaudereckchen geworden, in dem wir später viel zusammensassen und mehr lachten und Witze machten und lustige Geschichten erzählten, wenn der Kranke schlief oder ruhte, als wir Trübsal bliesen und das Elend des Lebens bedachten. Denn die alte Frau stak voll Lebenskraft und Lebenslust, Elend sah sie genug, wenn sie Stunde um Stunde mit dem leidenden Manne verbrachte. Wenn ich kam, vergass sie ihr Leid; und mir ahnungslosem Gesellen und «Betreuer» war es auch lieber, lustig als ernst und bange zu sein. Aber gerade dadurch, dass die alte Frau mir so sehr überlegen war und mich darum so bald aus der Haltung des sozial tätigen und das Volk studierenden Mannes — ziemlich jungen Mannes — in die natürliche Harmlosigkeit meiner sehr behüteten Jugend zurückführte, ohne es zu wissen und zu wollen, bin ich ihr unbewusst und ungewollt wertvoll und nützlich geworden.

Auch der alte Mann in seinem Bette nahm mich rasch für sich ein. Der schöne, durch langes Siechtum ausgemergelte Kopf mit der hohen Stirn unter weissem Haar und dem französischen Knebelbart sprach von viel Kummer und Schmerzen, die der grosse energische Mund verschwieg. Die starkknochigen, blassen Hände an den dürren Armen bewegten sich müde und ernst, der Atem ging kurz und asthmatisch, der untere Teil des Körpers war völlig gelähmt. Die grossen Augen blickten klar und ergeben, mit einem fragenden Ausdruck, der die Folge leichter Schwerhörigkeit war.

Das also waren die beiden Armen, für die ich nun eine Zeit lang sorgen sollte. Wie lange, das stand dahin. Die Familien wurden häufig gewechselt, zumal für die jungen Betreuer, die sich an zahlreichen Aufgaben schulen sollten. Aber hier wurde es anders. Diesem Dulder und seiner Pflegerin blieb ich jahrelang treu und zog aus dieser Stetigkeit grösseren Gewinn, als mir ein kürzeres Verweilen bei mehr Familien hätte gewähren können. Ich erfuhr an ihnen als meinen Freunden das harte Walten des Lebens und lernte, dass man es meistern kann. Denn es waren zwei wertvolle Menschen, die mehr Liebe zum Volk und mehr Demut vor fremdem Wert in mir geweckt haben, als ich

mir zu Anfang je hätte träumen lassen. Auch habe ich sie beide bis an ihr Grab begleitet.

II.

Es war bezeichnend für die Art meiner alten Freunde, dass ich das Mass ihres Leides erst spät erfuhr. Lange ging ich bei ihnen ein und aus, ehe ich wusste, dass ein Sohn und eine Tochter in Strassburg lebten und sie niemals besuchten, dass ein jüngerer Sohn in Zürich verschollen war. Was die Mutter um diesen Sohn zumal litt, der von Jugend auf kränkelnd ihr Sorgenkind und ihr Liebling gewesen war, sollte ich erst nach Jahren erkennen. Nur die Jüngste, Katharine, die kinderlos in einer der Vorstädte lebte, traf ich oft bei den Eltern an, und auch ihr Mann kam nicht selten, ein prächtiger Kerl, rothaarig, gross und mager, dessen Gesicht mit dem rötlichen Schnurrbart ganz Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft war. Er liebte seine kränkliche, zarte Frau und ihre Eltern, und ihre stille, feine Art hielt den breitbrüstigen Franz in frohem Gehorsam. Er war «e Schwob» wie ich auch und kam mit dem Dialekt nicht zurecht, den ich fröhlich beherrschte. Aber sein verkehrtes «Elsässer Ditsch» kam aus einem ehrlichen Herzen und verstärkte den treuherzigen Eindruck, der von ihm ausging. Frau Simon liebte ihn sehr.

Elternglück, -sorge und -hoffnung aber gewährte den alten Leuten ihr Enkel Karl, der uneheliche Sohn ihrer ältesten Tochter, der vom ersten Jahr seines Daseins an bei den Grosseltern lebte. Seine Mutter liess ihn gerne zurück, als sie heiraten konnte, sie brauchte nichts zu bezahlen und schenkte sich auch noch den Dank. Ihr Sohn besuchte sie in seiner guten Zeit nicht gern, wie auch die Grossmutter den spärlichen Verkehr mit Sorgen sah und doch mit richtigem Gefühl nicht hemmte. Ihr Mann bestärkte sie: Satt und behäbig in der bequemen Pförtnerstellung eines grossen Geschäftshauses — wie hätte er wohl mit Leuten verkehren sollen, die der öffentlichen Wohltätigkeit anheimgefallen waren?

Hätte ihnen ein Zwist oder sonst ein fassbarer Grund den Zutritt verwehrt! Es wäre weniger bitter gewesen.

«Hätt' ich sie doch numme sellemols üs em Hüsg'schafft, wie sie dene Bü bekumme het!», gab Frau Simon diesem Gefühl Ausdruck, als ich schon ihr Vertrauen gewonnen hatte und wir eines Abends im Hinterstübchen beisammen sassen, während der Kranke im Zwielflicht eingeschlafen war. «No wisst mr doch, warum des Ding eso isch».

«Min liewi Madame Simon», stellte ich meine junge Torheit zur Schau. «Ich mein, es isch doch besser eso, Ihr henn eich nix vorzeweferne und kennen eich sage, dass alli Schuld bi eierer Tochter isch.»

«Ja, ja; des isch scho rächt. Awer wissen Ihr, fir de Babbe wär mir's doch lieber. Er kann's halt nit verstehn, dass sie 'ne eso lëie lon in sim Elend, wo er ihr nix als Lieb's un Güt's gemacht het. Wissen'r, es isch doch e bissel hert, wenn einer eso krank do lëit un de ganze Da nix ze dün het als denke un denke, dass nit eins vun sinne Kinder in all dene Johr noch em lüje kummt.»

«Awer Madame Simon! Nit eins? Un 's Kathrin?»

«Do isch mr jetz selber letz. Des isch mr halt eso g'wehnt, dass mr nix mehr drin find't.»

«Un deno denke, dr Franz! Där isch doch e famoser Kerl! Un dass'r eso güd mit sinnere Frau isch. . .»

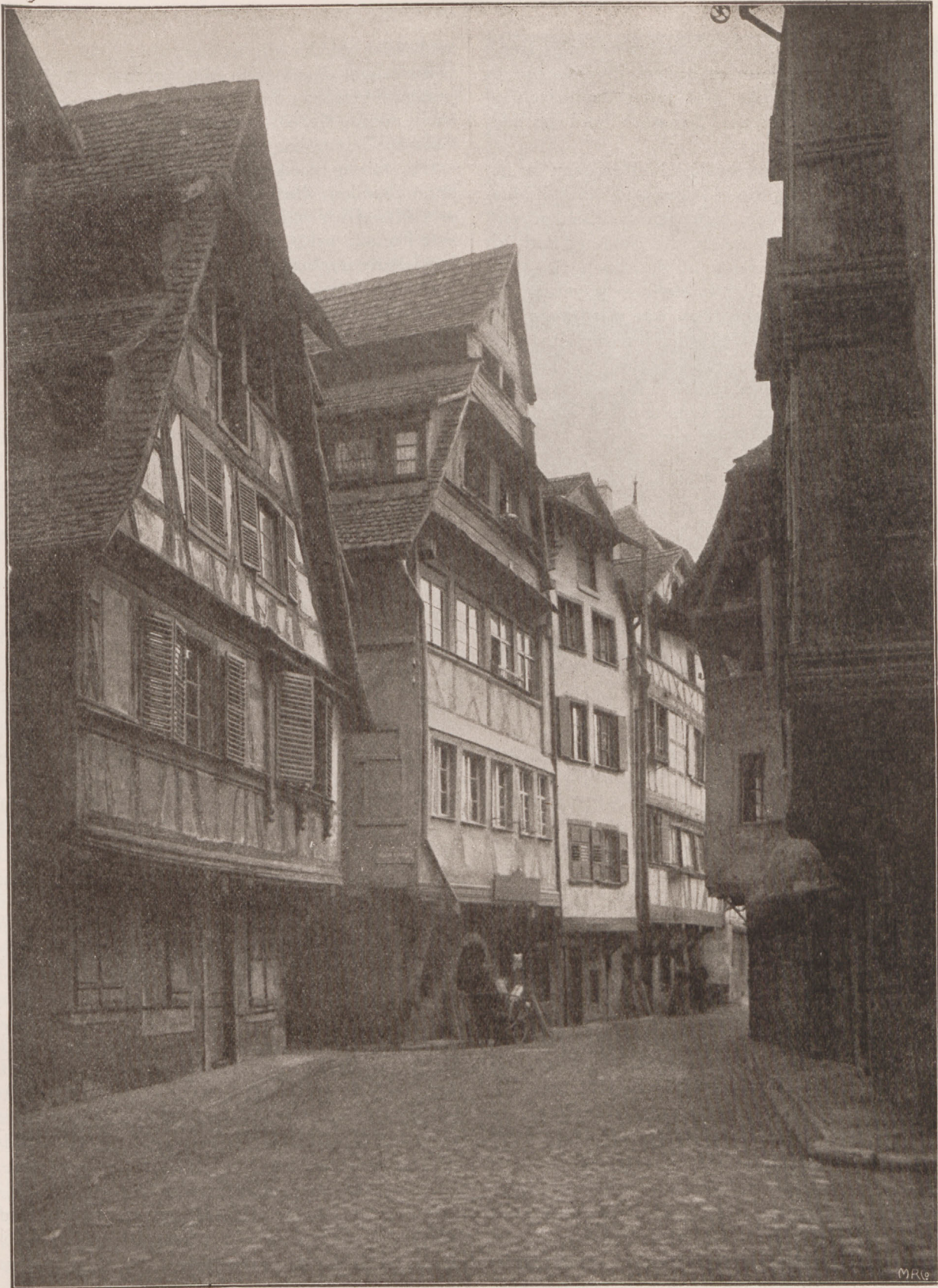
«Min Seel, des isch e güder Dolle! Där isch mr fascht gar de Liebscht!» Und schon zuckte wieder der Uebermut um den herben Mund und stieg in die Augen. «Hitt hen mr ebbs Güt's z'Midda g'het; i bin widder mit em Häfele drunte gsin.» Damit deutete sie auf den Brauch, dass sie fast jeden Mittag um zwölf Uhr in die Küche des Hausbesitzers hinunterging, um für sich und den Kranken bei der Köchin ihr Essen zu holen. Ich habe oft mit leisem Unmut gedacht, dass diese in der Tat viele Jahre geübte Wohltat feinfühlicher hätte gewährt werden können, wenn man der alten Frau, die bessere Tage gekannt hatte, den Gang zu der Köchin erspart und das Essen die paar Stufen hinaufgeschickt hätte. Aber es lag etwas Grossartiges in dem freien Humor, mit dem sie die Sache betrieb und das Demütigende auszuschalten wusste, ohne je den Dank zu vergessen.

Und nun segelten wir aus allem Elend fort in ungetrübte Heiterkeit, dort in der kleinen, armseligen Stube, in einem Uebermut hinein, den ich gerne mit derben Spässen belebte, froh, meine Alten lustig zu sehn.

Unser Gelächter widerhallte im engen Hof. Und so sassen wir oft voller Heiterkeit, und wer uns gesehen hätte, hätte kaum geglaubt, dass da ein kranker Mann war, der Tag und Nacht ans Bett gefesselt lag, und eine alte Frau, die in grenzenloser Armut und Verlassenheit oft keinen Pfennig im Hause hatte. Oft, unter der Tür beim Fortgehen, drehte ich mich noch um:

«Wieviel Geld hen'r noch?»

«Gehn numme, i hab' alles!»



Strassburg, Blick in die Pflanzbadgasse mit Häusern aus dem 16. Jahrhundert

«Madame Simon, mache mich nit wiedig! Hen'r noch?» Und dann kam es heraus, dass sie nichts, gar nichts mehr hatte und mich doch lachend wollte fortgehen lassen. So stark und gottvertrauend war die Frau.

Wie leicht sind wohlwollende Menschen zu beglücken! Ich kam in dieses Haus, und weil ich ohne Hochmut erzogen war, kam ich bescheiden und mit dem herzlichen Wunsch, die Neigung und Zufriedenheit der alten Leute zu gewinnen. Sie fühlten es und lohnten mir mit einer so unverdienten wie unbegrenzten Liebe. Das war das ganze Geheimnis. Durch diese Liebe war es so einfach zu helfen. Wenn ich nur jeden Tag eine Viertelstunde kam, war Sonnenschein im Hause. Was ich tat, war gut; was ich sagte, gut. Ich konnte selbst in schwierigen Lagen kaum daneben greifen. Ich brauchte nur harmlos zu geben, was ich so reich im Elternhaus an Jugendlust und Uebermut empfing. Es blieb veredelt als ein Licht und eine Kraft in den armen Zimmern zurück.

III.

Den letzten und schwersten Schlag empfangen die zwei hartgeprüften Menschen durch ihren Enkel Karl. Auf ihn hatten die darbenden Herzen ihre stille Liebe gehäuft. Mochte immer seine Mutter ihr Heim verschmähen, mochte der jüngere Sohn in der Schweiz seiner Eltern vergessen und ihre Sorge ihn in Not und Krankheit sehen, mochte der älteste in seinem ärmlichen Haushalt mit Frau und Kindern sie ängstlich meiden, nicht so sehr, weil er lieblos oder gar stolz war, nur weil er Ansprüche an seinen Geldbeutel fürchtete, der freilich nichts zu vergeben hatte. Karl, ein prächtiger Junge von starkem, gedrungenem Bau, mit einem gescheiten Gesicht voller Unschuld, brachte kräftiges Leben, Jugend und Zukunft ins Haus und gab dem schwindenden Dasein der Alten seinen Zweck. Pünktlich lieferte er am Samstag seinen Lohn ab, der Sonntag galt fröhlichem Sport. Er war ein vorzüglicher Turner, sein Körper strotzte von Kraft, der ganze Mensch von Gesundheit. Solang ich ihm bei meinen Freunden begegnete, ging es trotz allem noch gut. Nur die Gefahr, die der Verkehr mit seiner Mutter ihm brachte, warf schon damals leise Schatten voraus. Ihn frühmorgens zu betreuen, ihm ein kräftiges Essen hinzustellen, wenn er mittags und abends von der Arbeit kam, das machte den Grosseltern Freude. Wie fröhlich war es, wenn sich Enkel und Grossmutter zankten, weil jedes dem andern das Bett in dem Hinterraum gönnte und für sich den Platz auf dem Sopha verlangte! Wie klug

auch hier wieder die starke Frau, die auf einer vollwertigen Nachtruhe des schwer arbeitenden jungen Menschen bestand! An ihren alten Knochen, meinte sie, sei nichts mehr zu verderben. Am Abend blieb er zu Hause, wenn nicht der Turnverein ihn in Anspruch nahm. Das waren behagliche Stunden. Sie sonnten sich in seiner Jugend, er fühlte froh bescheiden, dass er ihr Stolz und ihre Freude war. Oft habe ich den Blick des Kranken leuchten sehen, wenn der Enkel in der Ecke des Sophas sass und von seinen Sporterfolgen erzählte: er brachte manchen ehrenvollen Preis nach Haus. Dann stand vor dem Alten seine eigene Jugend auf, und der Gelähmte lebte sich in die Tage der Kraft und der Arbeit zurück.

Den unschuldigen Burschen hat irgendwie in der Zeit, da er seiner Dienstpflicht genügte, sein Verhängnis erreicht. Als ein treuer, reiner Geselle ging er hinaus, verdorben und hinterhältig kam er zurück, mit jener unreifen, trotzigem Auflehnung, wie sie die frühe, lasterhafte Berührung mit dem Weibe erzeugt.

Zuerst waren seine Briefe häufig und harmlos. Noch als er am Ende des ersten Jahres in Urlaub kam, war sein Blick so frei und rein wie zuvor. Mit kräftiger Freude erzählte er uns, wie seine Stärke ihm rasch Geltung verschafft hatte. Die Unsitte wohl in allen Regimentern hatte vor ihm Halt gemacht, nach der sich die «alten Leute» vom zweiten oder gar dritten Jahre berechtigt glaubten, nachts die müden Rekruten aus ihren Betten zu stöbern. Unser Karl hatte gleich anfangs gelegentlich die Arme entblöst und die jungen, stählernen Muskeln gezeigt, und hatte den «alten Leuten» gesagt, dass er nachts keinen Spass verstehe. Genug, seine Stube blieb ungeschoren. Und dann gestand er uns noch, halb lachend und doch befangen, er habe in Kassel häufig ein schönes Mädchen gesehen, das es ihm angetan hatte, und dessen Bild er seither stille im Herzen trug. Er hatte die Augen sehr hoch erhoben, es war das Kind seines Kaisers, Viktoria Luise, die mit ihrer Mutter auf Wilhelmshöhe weilte. vor deren Schloss er Schildwache stand, und die, wie er mit einer gewissen Zärtlichkeit nicht nur einmal erzählte, den strammen Gruss des präsentierten Gewehrs stets mit einem freundlichen Lächeln ihres holden Gesichts erwiderte. Sie hatte sich dem munteren Jungen richtig ins Herz gelächelt, es sass gar nicht so obenhin, und vielleicht hat diese Verehrung geholfen, seiner gesunden Natur derbere Freuden im ersten Jahr zu verleiden.

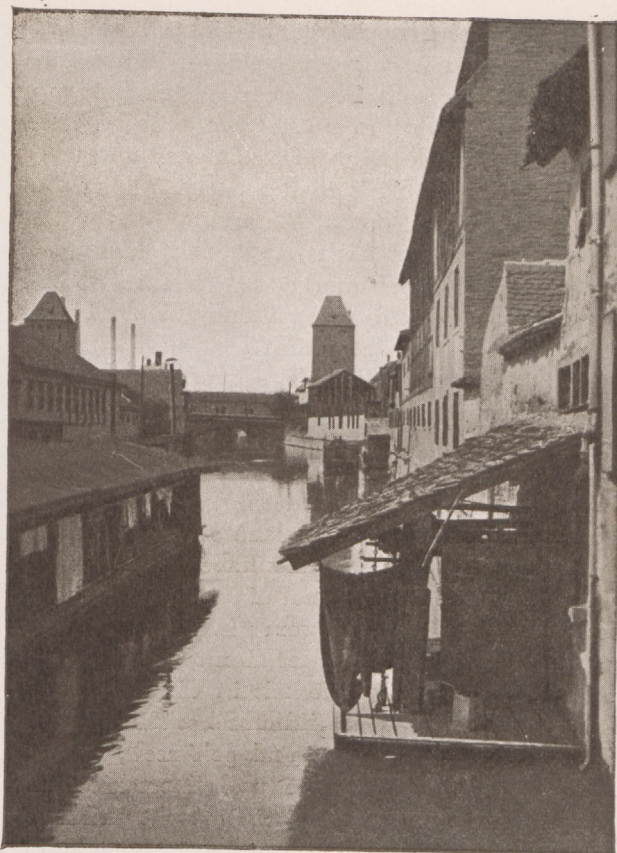
Aber es blieb nicht so. Er zählte nun zu den

Alten, seine stille Liebe hatte das Schloss verlassen. Was immer der Gang der Dinge war, er gab seine Unschuld preis und kehrte als ein derber, ungebändigter Geselle von der Truppe nach Haus. Jetzt war die Zeit seiner Mutter gekommen; mit dem klaren und ernsten Jungen hatte sie nichts anzufangen gewusst; aber dieser Bursche jetzt, der war ihr recht, das war Fleisch von ihrem Fleisch; das war einer von denen, die ihr selbst als jungem Ding das heisse Blut geweckt hatten. Und doch war der arme Kerl noch so dumm und so harmlos: nicht viel Wochen nach seiner Heimkehr war er mit einem älteren Mädchen zweifelhaften Rufs verlobt, das er im Haus seiner Mutter traf. Und was auch die Grosseltern sagten, wie sie warnten und baten und zürnten, er ging aus dem Haus. O, er wusste nun wohl, warum sie sich wehrten, seine Mutter hatte ihm ein Licht aufgesteckt. Er sollte ihnen wie früher den schönen Wochenlohn nach Hause bringen und seine Jugend den alten Leuten opfern. Mit diesem Gedanken rang er sich frei, er heiratete und gehörte nun zum Kreis seiner Mutter. Weder am Krankenbett, noch an der Totenbahre, noch am Grab seines Grossvaters, seiner Grossmutter, der Wohltäter seiner Jugend, habe ich ihn wiedergesehen. Nun konnte die alte Frau ja freilich das warme Bett in der Hinterstube, das sie ihm gleich wieder geräumt hatte, ohne Gewissensbisse dauernd sich selber gönnen. Und den langen Abenden, die sie sonst selbtritt so gern bei der kleinen Petroleumlampe verplaudert hatten, fehlte es auch nicht an Stoff. Konnten sie doch noch einmal das bitterste Leid durchkosten, konnten Stunde um Stunde bedenken, wie sie zum zweiten Mal und in alten Tagen, krank und im Elend, den bittersten Undank ernteten, und sich in Sorgen und Aengsten verzehren! Da begann das bitterste Leid meiner Alten, es brach dem Kranken das Herz. Die alte Frau aber hielt stand.

IV.

«Min liewi Madame Simon! Wie lang soll des Ding noch eso furt gehn? Ihr schlofe ken Nacht meh, Ihr kumme in ken Bett, Ihr lejen'e paar Stund do drinne uf dem schmale Kanapee. Des halten Ihr nimm lang üs.»

So ermahnte ich eines Abends in ehrlicher Sorge meine alte Freundin, als wir selbander im Dämmern in unserer Plauderecke sassen. Mit dem Kranken ging es bergab, die Nächte ängstigten ihn so, dass seine Frau ihr Nachtlager abermals in die Vorderstube verlegt hatte, und Stunde um Stunde rief er sie zu sich, bald von Atemnot gepeinigt, bald



Phot. V. Maulu

Altstrassburg

von den Schmerzen seiner armen abgemagerten, wundgelegenen Glieder geplagt.

«Des isch alles güet, aber was will ich mache! Dr Krankebrüeder isch do gsin, aber er het gsait, dass dürt noch e paar Wuche, und sie sin eso knapp, das er 'ne erscht in de letschte Däj kann b'sorge kumme. Des het er mir versproche. Aber eso lang müss i üshalte. Un er isch jetz' arig ungeduldig, des henn Ihr jo au schon g'merkt. Er het viel Schmerze un Odemnot. Un deno basst'r allewil, ob dr Charles nit emol kummt. Ich hab'em Order g'schickt, wie's mit em Babbe steht». Und zum ersten Mal sah ich schwere Tränen in den starkmütigen Augen der alten Frau.

«Ich er noch nit do gsin?»

«Er kummt nit, ich kenn'ne. Er schämt sich, er bliet ehnder furt, als dass 'r do anne dät stehn vor dene alte Mann, der em eso viel Güeds gedon het. — Allez, des isch jetz min Strof», sprang sie dann bald nach ihrer kraftvollen Art von ihrem Elend ab. «I habb' letz spekeliert. Minne Mann isch doch drei Jahr jinger wie-n-ich, des wissen Ihr. Des het'ne als g'fuchst, wenn i g'sait habb: Gehn mr doch, was fang ich mit so eme Büe an? Awer wie ich 'ne g'hie-

rot hab, haw ich doch bi mir denkt: Nimmsch e junge, der schafft länger wie dü, un i hab's güed, wenn i alt bin, un hab nit zum güeden End so en alte Brummhafe uff'm Buckel wie anderi Wiewer. Des het mr g'falle! Hab ich's nit güed gemacht?»

«Bis jetzt henn Ihr's güed g'macht, Madame, des isch sicher. Awer wenn Ihr nimm üshalte, was dann? Ihr machen Eich kapüt! Ihr miehn Eich z'ruckhalte; er müess merke, dass 'r sich halt in dr Gotts Namme b'helfe müess. Wenn Ihr emol nimm kenne, no isch's erscht g'fählt!»

«O, des gitt's nit. I mach', solange's geht.»

Und da sie sah, wie bedrückt ich war, und aus dem Bedürfnis der Selbsterhaltung, die in dem schweren Einerlei ihrer Tage nicht meines Rates und meines Zuspruchs, sondern meiner Jugend und meines Frohsinns bedurfte, lenkte sie abermals ab. Jetzt plage der Alte sie, einst habe sie den verliebten Jungen geplagt: «Er het nix ze lache g'het, des kennen Ihr glaube! I hawem nix g'schenkt!» Und so verlor sie sich denn voller Humor und ein wenig auch mit rührender Eitelkeit in die alte sonnige Zeit, wie sie als junges, bildhübsches Ding den verliebten Burschen gequält und gehänselt, denn sie war keck und voll Laune und überschüssender Lust, wie sie ihn unbarmherzig geneckt und hingealten und trotz des Zuspruchs ihrer Herrschaft — «dr alt' Dolle isch min Seel bi minnere Madame g'sin!» — ohne Jawort zum Militär hatte abgehen lassen, wie er treu und bieder nach sieben Jahren zurückkam und dann endlich ihr übermütiges Herz gewann, wie er sie auf Händen getragen hatte, und wie sie mit ihm und ihren vier Kindern glücklich war. Dazu röchelte im Nebenzimmer der schwer schlafende Mann, und vor mir sass die alte verlassene Frau, die alles verloren hatte, nur nicht sich selbst.

Ein Anfall hilflosen Hustens weckte den Kranken und liess uns verstummen. Der Husten quälte, war aber zu schwach zu erleichtern. Und schon klang seine Stimme halb zornig, halb klagend:

«Allez, Müeder! Was hock'sch allewil do drinne un lachscht? Lej mi uff de Rucke, i kann's nimm üshalte.»

Rasch ging sie hinein, ich folgte. Aber es war zum Erbarmen, wie die kleine Frau sich vergeblich bemühte, den Körper zu wenden, und wie er hilflos mit grossen, wehen Augen in ihren Armen hing. Schon oft hatte ich helfen wollen, aber der feinfühligke Alte wollte mich nicht an sich lassen, ich sollte das Tage lang nicht erneuerte, schlecht gelüftete Bett und den von Schweiss und Krankheit entstellten Leib nicht berühren. Ich hatte mich leider

stets gefügt, dieses Mal aber überwand ich mich und ihn, umfasste Nacken und Rücken nicht ohne Schauer und fühlte seine knöchernen Arme um meinen Hals. Und während Frau Danner seine Beine hob, gelang es, ihn in eine erträgliche Rückenlage zu bringen, aus der freilich langsam und geduldig im Lauf weniger Stunden er wieder auf die rechte Seite zurücksank. Mir fehlte der Mut und die Uebung, den zwar ausgemergelten, aber durch die Lähmung schweren Leib mit entschiedener Kraft zu bewegen und in den Kissen zu stützen.

Frau Simon war erschöpft und einen Augenblick selbst entmutigt. Das packte sie nicht mehr lange, gestand sie jetzt doch ein; der furchtbare Schrecken der häufigen Erstickungsanfälle «fahre ihr jedesmal in den Leib wie ein Schuss», ihr Magen sei krank davon, sie vertrage kein Essen mehr, und das Heben des Kranken falle ihr in der letzten Zeit auf einmal so schwer. Herr Simon aber war im Augenblick zufrieden und erleichtert, er sah seine Frau zärtlich und dankbar an und sagte zu mir: «Ihr sin brav!» Von da ab liess er sich meine Handreichungen gefallen, und ich gewöhnte mich langsam an die kranke und arme Atmosphäre seiner unmittelbaren Nähe.

Sein Ende aber zögerte sich Tag um Tag hinaus. Ich sehnte es um seinet- wie um seiner erschöpften Pflegerin willen herbei. Sein Zustand wechselte, bald ging es wieder einmal erträglich und wie in den besseren Tagen, bald lag er teilnahmslos leise röchelnd dahin. Die heiteren Gespräche mit Frau Simon im Hinterstübchen wurden selten, denn er begann empfindlich dagegen zu werden, während er sich bis dahin immer gefreut hatte, wenn seine Frau hie und da eine Stunde der Erholung und Heiterkeit abseits von seinem Lager fand. Sie fühlte, dass sein Leiden ihm recht gab, und wir verlegten unser Geplauder an sein Bett, wo er dann manchmal noch auflebte, mit seinem vergnügten Kinderlächeln fast fröhlich von einem zum andern sah und sogar gelegentlich, wenn es sein Atem erlaubte, wieder zu einer seiner ellenlangen Geschichten ausholte, deren Pointe er noch immer feinschmeckerisch so lange hinauszog, bis sie glücklich verdorben war. Eine aber gelang ihm noch vortrefflich, die ich freilich schon lange kannte und mit gemischten Gefühlen zu hören pflegte, in der auch vielleicht zum ersten und einzigen Mal in der Zeit unserer langen Freundschaft die stille Antipathie des alten Poilu von 1870/71 gegen die «Schwowe» harmlos vergnüglich zum Ausdruck kam. Es war mit das letzte Mal, dass ich sein gutes Leidensgesicht vergnüglich lächeln und die erlö-



Blick auf St. Thomas und das Münster

schenden Augen mit ein ganz klein wenig Bosheit vielleicht lebendig werden sah.

Es war auf einem der grossen parlamentarischen Essen, die der Statthalter bei Eröffnung des Landtags zu geben pflegte, und bei denen die wohlwogene Tischordnung Beamte und Abgeordnete, Städter und Bauern in absichtlich bunter Reihe unter einander mischte. «Jetzt isch do an eim vun dene Disch so e güder Landburjemeischer g'sesse un het nix Beeses gedenkt. Denäwe isch noch e Platz frei gsin. Iwver einmol kummt noch so ein feiner Herr dezu» . . . hier versuchte sich Herr Simon in gespreiztem Hochdeutsch und bemühte sich, in Mienen und Gebärden die Karikatur des preussischen Junkers nachzuahmen, die im Elsass ach so beliebt war. Kurz und gut, es war ein hoher Beamter, dem sein Amt den Rang der Räte dritter Klasse verlieh, von dem aber unser Alter nur wusste, dass ihn der Kaiser zum Rat zweiter Klasse ernannt habe — «gell, eso ebbs gitt's?» — und den er so charakterisierte: «'s isch e ganz G'fährlicher

gsin». Das war er wirklich, denn der erhöhte Rang war ihm derart zu Kopf gestiegen, dass er sich stets mit dem Zusatz «Rat 2. Klasse» vorzustellen pflegte. «Allez, des Ding isch güed — (das fand ich allerdings nicht); dr Herr Rat geht also uff denne arme Burjemeischer los un macht'm e Kumpiment: «Gestatten Sie — Titel und Name — Rat zweiter Klasse!» Deno dreiht sich der Büer eso halberum un lüjt denne güede Mann vun dr Sitt iwver d'Schulter an un denkt, där will sich exküsiere, un said: «'s macht nix, Herr Rat! Sitze numme ganz gemietlich do anne! 's kann nit e Jeder erschti qualité sin».

Ob mir die Geschichte an sich gefiel oder nicht: In diesem Augenblick war sie gerecht. Denn mein alter Freund geriet unter unserer lebhaften Beihilfe in eine solche Heiterkeit, dass seine arme, kranke Brust Luft zu einem starken Husten gewann und soviel auszuwerfen vermochte, dass die Atemnot eine Zeit lang wich. (Schluss folgt.)

Ausschau

Ausstellung A. Dubois

In jahrelanger, zäher Kleinarbeit hat der Künstler seine Welt ausgebaut. Die Ziele, die er sich gesteckt hat, und den Niederschlag der Bestrebungen finden wir in seinem Werk. Unablässig hat sich Dubois bemüht, seine eigenartige Technik zu vervollkommen. Das Hauptkennzeichen seiner Art besteht darin, niemals mit zusammenhängenden Flächen zu arbeiten oder sich mit Umschreibungen zu begnügen. Die so beliebte dekorative Linie gilt nichts. Sie gehört dem Kunstgewerbe an, ebenso wie die Aufreihung von abgepassten Farbflächen. Was die neuere Kunst da auf's Tapet gebracht hat, ist lediglich Industrie und Handel zugut gekommen. Also zweckbestimmte Massenwirkung. Wer fließende Farben, ganze Bäche von Farben, rieselndes Licht, Glanz und Würde, verbunden mit der Möglichkeit eines zu ertastenden Wohlgefühls, erleben will, der gehe in die Warenhäuser, der sehe sich Schaufenster und Auslagen an. Moderne Landschaften und Stilleben in den Musterzimmern der Möbelhandlungen bedeuten vollends ein Strafgericht für die Malerei. Geflammte Hölzer, strahlenförmige oder quirlige Maserungen, auf grossen Flächen zur höchsten Wirkung gebracht, verurteilen die kurzatmigen Bildchen unbarmherzig zum Schweigen. Metall und Holz bauen den Wohnraum von innen her auf. Die Eigengesetzlichkeit der beiden Stoffe wird heute so stark betont, dass schmückendes Beiwerk sich von selber erledigt. Ausser einer grossblättrigen Zimmerpflanze hält nichts stand. Einige Maler, die Gefahr erkennend, suchen durch entsprechende Formatvergrößerung ihrer Bilder den Ausgleich wieder herzustellen. Leider begreifen sie von den formenden Kräften unseres Zeitalters recht wenig. Nun versteht man den unbeirrbaren Instinkt, der den echten Künstler leiten muss. Eine der bestimmenden Kategorien menschlichen Verhaltens muss dabei zu Tage treten. Der Leser dieser Zeitschrift kennt die vielen anscheinend anspruchslosen Zeichnungen A. Dubois'. Auf eine fast trocken zu nennende Art und Weise wird ein kleines Stück Welt zeichnerisch untersucht, unromantisch, unsentimental. Die Selbstentäusserung, die Zurückstellung des eigenen Ich, die Hingabe ans Objekt fürchtet sich selbst vor dem Schematischen nicht. In Wirklichkeit ist es eine unerbittliche Strenge gegen sich selbst. Nur sichere Aus-

sagen dürfen gemacht werden. Jeder Strich, jedes Farbtüpfchen muss sitzen. Das Thema wird nicht lässig umspielt, umgaukelt, umschmeichelt. Aus dieser Gesinnung erwächst die entsprechende Technik. Eine Gestalt, ein Bild besteht aus unzähligen, kurzen Pinsel- oder Federstrichen. Der einzelne kurze Strich ist an sich zu stumm, zu nichtssagend, als dass er allein ein Letztes aussagen könnte oder wollte. Er wirkt als ein Element, das im Eindruck des Ganzen untergeht. Die Zeichnung entsteht aus der Innenmodellierung. Es ist etwas Pausenloses in den Arbeiten Auguste Dubois'. Bis zum Rand der Silhouette wispern die Striche. Dafür befindet sich als Ausgleich der Bildraum vollkommen im Gleichgewicht. Die Festigkeit, die Ruhe, als sei jedes Bild mit Schnur und Blei ausgelotet, gehört zur inneren Gesetzmässigkeit dieser Kunst. Wieviele Zeichner arbeiten mit einem imaginären Raum, worin Flecke und Gewisches ein spukhaftes Dasein führen. Dubois gibt die Welt wieder, ohne etwas hinzuzufügen oder wegzunehmen. Dieser Realismus ist voller Takt und Zartgefühl. Nahe herangehen an die Dinge, sehr nahe sogar, ohne den harten Griff zu wagen, ohne den Dingen die Unbefangenheit zu entreissen, das macht die Vornehmheit einer zuchtvollen Kunstübung aus. Wer zeichnet noch so genau wie Dubois? Ohne grosse Magie, ohne Beschwörung der vierten Dimension gelangt Dubois zu einem Seinszusammenhang, der Mensch und Ding auf eine stille und versöhnliche Weise einbettet in das Fließende, das wir Leben nennen. Gegenstand der Darstellung ist das Dorf, die ländliche Arbeit, der merkwürdige Strich zwischen Breusch und Kanal, der Eingang ins Breuschthal, der Mensch jener Gegend, halb Bauer, halb Fabrikler, der belanglose Alltag, wie er sich gerade bietet. Dubois begnügt sich nicht mit Einzelszenen, Stimmungsbildern, Bildnissen. In grösseren Zusammenfassungen will sich der schöpferische Geist bewahren. Wer sich die figürlichen Vorstudien zu dem Steinbruchbild genau angesehen hat, wird wohl die durchgezeichneten, nach Haltung und Geste völlig eindeutigen Gestalten nicht so schnell vergessen können. In der Komposition selber scheinen die gleichen Menschen, Junge und Alte, merkwürdig gebunden, wie in Erwartung eines Kommenden, Fallenden oder Ziehenden.

R. Schn.

Vogesenwanderungen

Lautenbach — Kahler Wasen — Brobachrücken — Metzeral.

Gehzeit: 5 Std.

Karte der Vogesen: Blatt No. 22: Münster.

a) Lautenbach — Kahler Wasen. 2³/₄ Std.
Markierung: gelb-weiss.

Vom Bahnhof einige Schritte links, dann rechts und bald bei Strassenteilung beim Hôtel de la gare links durch den Ort. Nach 5 Minuten bei Strassenteilung rechts. Nach 10 Minuten am Ausgang des Suzbachtals auf der Strasse noch kurze Zeit weiter, dann bei Strassenteilung Pfad rechts aufwärts. (Kurz vorher führt «weiss-gelb-weiss» zum Bönlès Grab. 1¹/₄ Std.) Nach 5 Minuten bei Pfadteilung rechts im Wald bequem aufwärts. Nach weiteren 5 Minuten bei Pfadteilung rechts. Nach 4 Minuten erreicht man eine Strasse, welcher man rechts aufwärts folgt. Nach 15 Minuten bei Strassenteilung links aufwärts und bald bei nochmaliger Teilung rechts. Nach 10 Minuten bei Teilung Pfad rechts aufwärts. Nach 30 Minuten Pfad kreuzen. Nach 15 Minuten bei

Pfadteilung links aufwärts. Der Pfad führt bequem im Zickzack aufwärts. Auf der Matte die Ferme Schellimatt. Nach 15 Minuten bei Pfadteilung rechts aufwärts. Nach 5 Minuten über Matten am Hange des Kahlen Wasen aufwärts. In 20 Minuten auf dem Gipfel des Kahlen Wasen (1.268 m).

b) Kahler Wasen — Metzeral. 2 Std.

Markierung: gelbe Scheibe.

Bei dem Betonunterstand geradeaus an einem Graben abwärts zum Refuge Rothenbrunnen und weiter abwärts zum Restaurant und Ferme gleichen Namens (25 Minuten). Hier dem Fahrweg am Hange des Brobachrückens rechts folgen. Berg zur Rechten. Nach 35 Minuten bei einer Wegekehre Pfad links abwärts. Nach 10 Minuten Fahrweg rechts zum Wald und nun dem Pfad am Waldrande entlang, am Hange des Lienkops folgen. Zuletzt links über Matten abwärts in 45 Minuten zum Bahnhof Metzeral.

Alfred Gaessler



Westermanns Monatshefte.

Das Januarheft dieser auf den Gebieten der Kunst, der Kulturpflege wie der Zeitbetrachtung jeder Art gleich umfassenden und regsamen Zeitschrift würdigt das Schaffen zweier süddeutscher Künstler: des Malers Paul Padua, von dem bäuerliche Bildnisse, Typen aus deutschem und fremdem Volkstum nebst einem landschaftlichen Ausschnitt in hervorragend gedruckten farbigen Wiedergaben gezeigt werden, und des Plastikers Christian Metzger, der mit schönen Tiergestaltungen stark für sich einnimmt. Farbige sind auch die Bilder, die mit neuen Lübecker Bilderbogen, wie sie Kinder im Unterricht und Erwachsene ausführen, bekannt machen. Ein Aufsatz von einem Hamburger Volksschullehrer gibt in Text und Aufnahmen lebendigen Bericht von der Schulzeit, die Jungen aus dem Hamburger Gängeviertel auf der Nordseeinsel Neuwerk in belehrender Erholung verbracht haben. Die Frage «Können Tiere denken, fühlen und sprechen»? wird von einem so hervorragenden Sachkenner wie Friedrich von Lucanus aus eignen Beobachtungen beantwortet. Aus der Erfahrung eines Arztes stammen aufschlussreiche Darlegungen über «Vererbung und Erziehung». Wie die Insel Madagaskar in französischen Besitz kam, ergibt sich aus einem Bericht über das höchst abenteuerliche Leben des polnischen Grafen von Benjowsky, des ungekrönten «Königs von Madagaskar». Erzählungen, Novellen und andere dichterische Beiträge von Paul Ernst, Joseph Martin Bauer, Bruno Nelissen Haken usw. bereichern den ernstesten und heiteren Inhalt des Heftes, unter dessen Kunstblättern das Gemälde «Schlittschuhläufer» von dem schwedischen Meister Fjaestad besonders auffällt. Probenummer gern kostenlos vom Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt:

Zwei alte Weihnachtshymnen — Thomas von Aquin: Ueber das Böse — Georg Feuerer: Sein und Tun — Humbert Clérissac: Die Persönlichkeit der Kirche — Alfred Alexej Hackel: Das altrussische Ikonenbild als Symbol und Mysterium — Friedrich Braig: Schiller und Görres — Josef Sellmair: Tragik und germanischer Schicksalsglaube — Willi Schmid: Gesang der Kirche — Heinrich Spaemann: Krankenhaus und Gotteshaus — Michael Schmaus: Neue religiöse und theologische Literatur — Emil Vierneisel: Neue Literatur über Thomas Morus — Aufruf und Programm der Ortsgruppe Köln für das Winterhalbjahr 1936/37 — Exerziten in Altenberg — Exerziten und Liturgische Tagungen in der Karwoche 1937 — Studienfahrt des Verbandes nach Italien.

1936

Viertes Heft Oktober bis Dezember Neuntes Jahr

Literar. Institut P. HAAS & Cie. K. G. Augsburg

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fließendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elssässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage.

Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.
Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Tél: 882

A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannswellerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Confortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Yonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach